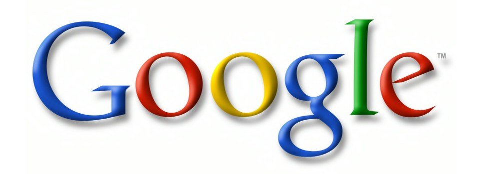
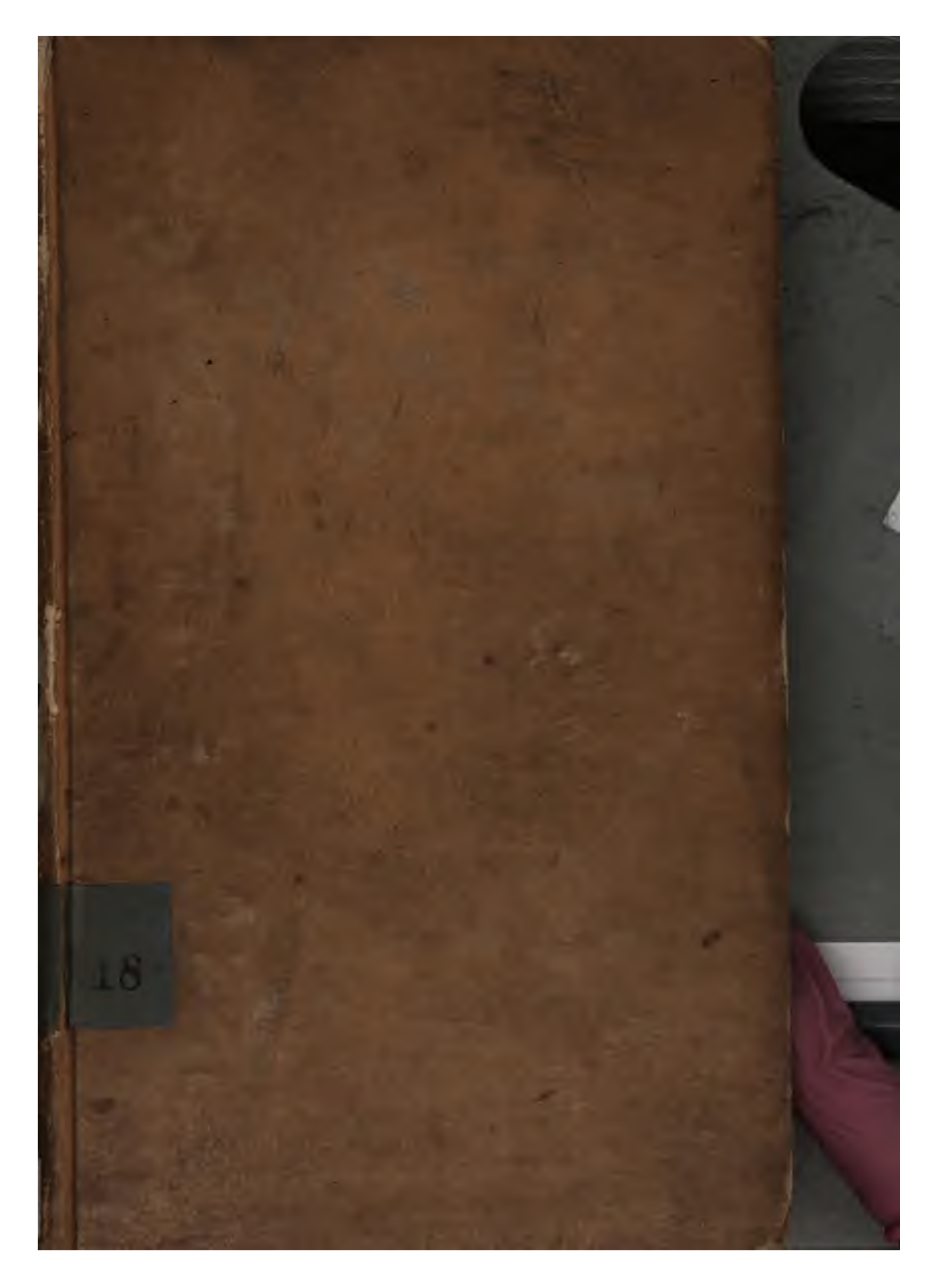





STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Verf. C. F. Bruk[illegible]

Benkowitz, C. F.

Helios der Titan

oder

Rom und Neapel.

Eine Zeitschrift aus Italien

von

dem Verfasser des Natalis.

Mit einem Kupfer.

Erstes Heft.

Leipzig 1802,
bey Heinrich Gräff.

Vorrede.

Ich biete hier meinem Vaterlande eine Zeitschrift dar, wie sie, so viel mir bekannt ist, noch nicht erschien. Sie wird in einer Entfernung von dreihundert deutschen Meilen geschrieben, und in einer Gegend, die an Sitten, an Beschaffenheit der Bewohner, an Merkwürdigkeiten noch entfernter von dort ist, als dem Raum nach.

Neapel ist eine Welt, und eine neue Welt. Sie faſst ein ungeheures Magazin von Selten-

heiten in sich, von denen vieles noch gar nicht ans Licht gezogen, vieles in einem falschen Licht aufgestellt wurde. Um diese Welt liegt eine andere, die ihren Reiz aus dem Alterthum hernimmt, und die heiligsten Gegenden mit ihren Ueberbleibseln fast aus den Zeiten der Urvölker Italiens enthält. Die beiden grofsen gebirgigten Erdzungen Cap Minervae und Cap Misene, mit ihren Tempeln der Götter, mit ihrer unterirdischen Welt, mit ihren seltsamen Naturerscheinungen, die kleinere Zunge Pausilippo zwischen ihnen, der Archipelagus im thyrrenischen Meer von Ischia, Procida, Nisila, Capri, der Vesuv mit den tausendjährigen Gräbern der Städte an seinem Fufs, die jezt gleich dem Phönix aus der Asche wieder hervorgehen, Gaeta, Puzzuolo, Nola, Pästum, und tausend andere Merkwürdigkeiten bieten sich hier dar, die jedem, der nur einen Blick in die Dichter des Alter-

thums that, heilig sind, und auch dem, der ihn nicht that.

Das Wichtigste von diesen Dingen der Vorwelt, verbunden mit denen der jetzigen, in dieser Zeitschrift nach meinen geringen Kräften anschaulich zu entwickeln, die Sachen, der Wahrheit gemäſs, an dem Ort ihrer Existenz aufzuzeichnen, und mit Eile in mein Vaterland zu befördern, soll mein eifrigstes Bestreben seyn, so lange mir in diesem merkwürdigen Erdstriche zu bleiben vergönnt ist.

Rom ist gekannter, als Neapel, ist öfterer und getreuer geschildert, und unterscheidet sich nicht in so hohem Grade von den Städten des Nordens. Demohngeachtet werde ich mehrere Merkwürdigkeiten aus dieser Stadt, die ich zum Theil schon gesammelt habe, zum Theil von einer fremden Feder und auf

einer neuen Reise dahin zu erhalten suchen werde, hinzufügen. Aber Neapel mit seiner umliegenden Gegend wird mein Hauptaugenmerk bleiben. Steht Rom zuerst auf dem Titel, so geschah es nur wegen des grofsen Rufs, den diese Stadt hat, und wegen des Glaubens, dafs sie die Hauptstadt der Welt sey.

Ich nannte diese Zeitschrift: **Helios den Titan**, und um eines entfernten, aber süfsen Grundes willen. Unter allem Schönen, das ich in Italien sah, schien mir die winterliche Sonne darin das Schönste, das Belebendste, das Erquickendste zu seyn. Sobald sie hervortritt, verschönert sich die Natur rings umher, und legt gleichsam ein Feierkleid an. Sie giefst ihre belebenden Strahlen fühlbar durch den Körper, sie erheitert mit dem gröfsern Lichte auch zugleich den Geist, und ist gleichsam

noch in ihrer jugendlichen Schönheit, wie in der Zeit, wo sie der Titan Helios genannt ward. Einige behaupten sogar, es sey in Neapel heller, als in jeder andern Gegend der Erde. Da überdies manches in dem Fortgange dieser Schrift aus den Zeiten vorkommen wird, wo man noch an diesen Sonnenlenker glaubte, so sey es mir vergönnt, diesen schönen Namen des Alterthums zu wählen.

Indem ich jetzt den Inhalt dieses ersten Hefts durchlaufe, bemerke ich, daſs darin nur wenig aus der Vorzeit aufgestellt ist. Kein Wunder! die jetzige Welt mit ihren tausend fremdartigen Erscheinungen hat mich seit meinem Eintritt in Neapel so überflügelt, daſs ich das Entferntere und Stillere der Vorwelt dadurch aus dem Auge verlohr. Aber in der Zukunft werde ich auch zu der schö-

nen Welt des Alterthums hinüberschweifen, und einige Schätze derselben in mein kleines Magazin niederlegen.

Neapel
den 15. Februar
1802.

C. F. Benkowitz.

Inhalt des ersten Hefts.

Seite.

Veranlas-

Veranlassung meiner Reise
nach
Italien.

Als das verflossene Jahrhundert unter Stürmen und Ungewittern seinem Ende sich nahte, als das neue unter Stürmen und Ungewittern erschien, und nicht Deutschland allein, sondern ganz Europa von den Verwüstungen der Orkane wiederhallte; als die Sonne Monathelang nicht hell aufging, und Monathelang jeder Tag unter Regen, Schnee oder Nebel dahinfloſs; als die Menschen zu siechen begannen, und schaarenweise bey tödtender Nässe und nie aufhörenden Abendwinden ins Grab sanken: da nahte auch mir die

Krankheit sich mit verderblichem Hauch, und drückte mit schwerer Hand mich allmählig nieder. Ich kämpfte, aber vermogte den Sieg nicht zu erringen, weil der ganze Luftkreis mit seinem Ungestüm gegen mich kämpfte. Die Kräfte des Körpers erlagen, die Seele ward von schwarzen Bildern umflattert, der Schlaf floh das matte Auge, und todtdrohende Erscheinungen zeigten sich mit ihrem Gefolge von Schmerzen und Gram. Nur mit Mühe vermogte ich dagegen zu ringen, und hoffte auf den Frühling, um es mit neuer Kraft zu thun. Er kam. Die Sonne bildete einen höhern Bogen, um mildere Lüfte zu verbreiten, und den Fremdling zu empfangen. — Aber nein! er kam nicht! Ein brennendheiſser May erschien, umgeben von scharfen Winden, und die Blume der Gesundheit vermogte nicht aufzublühen; selbst die Blume des Feldes welkte nur empor. Da tröstete sich der Kranke mit dem kommenden Junius, und hoffte belebende Wärme und Himmelsluft. Aber er brachte kalte Regenschauer und Sturm, die Ge-

birge bedeckten sich mit Schnee, und verbreiteten weit umher Reif und erstarrende Luft.

Auch der July täuschte die sehnliche Hoffnung, und fuhr ungestüm auf Regenschwangern Wolken daher, goſs verderbliche Nässe auf die Saaten herab, und der April schien in seiner ganzen Wuth zurückzukehren *). Nur wenige

---

*) Der Professor Fülleborn in Breslau, der auch von des Wetters bösartigen Launen angegriffen ward, sang in dieser Zeit folgendes Gedicht im Breslauischen Erzähler:

An den Monat Julius.

Gesungen den 18ten.

Wie? was? Er wäre Julius?
Das glaube, wer da will;
So tobt ja nicht Herr Blasius
Im greulichsten April.

Wie hängt die Nacht so grau und schwer
Den ganzen Tag herein!
Man sieht kein blaues Streifchen mehr,
Und keinen Sonnenschein.

Tage wandelte die Sonne durch einen heitern Himmel, und goſs einen sanfteren Hauch über

---

Vielleicht, so heiſst es Tag für Tag,
Wird's morgen wieder klar;
Doch wie man sich zergucken mag,
Es bleibt, wie's lange war.

O weh um unsern Sommer, weh!
Drey kleine Monden nur,
So deckt schon wieder Eis und Schnee
Uns Wald und Strom und Flur.

O weh um unsre schöne Saat!
Da liegt sie nun zerweicht:
Indeſs der Landmann früh und spat
Betrübt das Feld umschleicht.

Und immer saust der feuchte Nord
Aus seinem Winkel her,
Und scheucht des Waldes Sänger fort,
Und fegt die Bäume leer.

Medardus, sagt man sich ins Ohr,
Der habe Schuld daran,
Der bringe solche Wetter vor,
Der böse, böse Mann!

die Erde aus; dann sank plötzlich wieder ein Meer von Regen aus den Wolken.

Endlich kam der August, und verkündigte durch kalte Morgen- und Abend-Lüfte schon den kommenden Herbst, verkündigte das Herannahn des neuen Winters, ehe noch die Spuren des alten ganz verwischt waren. Welche Aussicht für den, der Schnee und Schlagregen, und

---

Allein ich glaub' es nicht; so grob
Kann nie ein Heil'ger seyn.
Was hätt' er denn für Lust und Lob
Von diesen Stürmerey'n?

Doch habe, wer da will, die Schuld,
Das macht es drum nicht gut.
Wir müssen warten in Geduld,
Wie man zu Nürnberg thut.

Da dies Lied ganz in Claudius Manier ist, und in einem Blättchen steht, das minder, als es verdient, außer Schlesien bekannt wird, so habe ich es gern hier aufgenommen.

Nebel, und geheizte, dampfende Zimmer, als Furien für Geist und Körper betrachten mufs! Und wie viel Tausende müssen dies nicht! Wie viel Tausende mögen mit mir über die traurige Verwandlung der Monathe geseufzt haben!

Als der Winter also, der das neue Jahrhundert brachte, in seiner scheufslichsten Gestalt, als der Frühling ohne Frühling, der Sommer ohne Sommer, vorüberging, und die erschütterte Körperkraft in den wenigen milden Tagen auch nur wenig sich zu erholen vermogte, da begann allmählig der Gedanke in mir aufzukeimen, ein anderes Land zu suchen, wo die zarte Pflanze der Gesundheit besser gedeihen, wo der verlohrne Sommer von neuem gefunden werden könnte. Wem aber, in welchem ein ähnlicher Wunsch aufsteigt, beut sich nicht das Land dar, das hier der Garten, dort, höher noch, das Paradies von Europa genannt wird? — Wem fällt nicht Italien ein, wenn er nach einer reinen und milden Himmelsluft sich sehnt? Seit Jahren schon hatte mein Herz nach diesem schönen Erd-

strich verlangt; Kränklichkeit, und ein langes, ungestümes, schreckliches Jahr machten dies Verlangen zur unüberwindlichen Sehnsucht.

Ich ergriff die Schriften, worin dies reizende Land geschildert war, um zu suchen, was ich so innig wünschte, um zu suchen, wo ich meinem Feinde, dem schauerlichen Winter, entfliehen könnte; da las ich:

Goranis geheime Nachrichten von Italien. Tom. I. S. 258.

Die Luft in Sorrento ist dem Körper viel zuträglicher, als in Neapel, da sie dort nicht von Salmiak-Theilchen verdorben wird, wie in der Hauptstadt und der umliegenden Gegend. Man hat dort mehreremale Beobachtungen mit dem Aerometer (Eudiometer?) angestellt, welche bewiesen haben, daſs nur an sehr wenigen Orten in Europa die Luft so rein ist, wie in diesem angenehmen Aufenthalt.

Sorrento liegt auf Klippen, welche die Bay umgeben, und zwar so malerisch, daſs ich kei-

nen Ort wüſste, der mehr zur Dichtkunst begeistern könnte. Indeſs hatte es, als ich da war, auch nicht einen einzigen Dichter aufzuweisen. Es enthält vierzehn tausend Einwohner, ist aber nicht schön, weil die Straſsen zu enge sind; daſs es eine gesunde Luft hat, habe ich schon gesagt.

Sorrento würde der reizendste Aufenthalt seyn, wenn man auch Gesellschaft darin fände. Vortrefflichere Spaziergänge, als hier, kann man nirgends sehen. Sie sind alle beschattet, und zeigen überraschend schöne Aussichten. Das Wasser zu Sorrento ist so gesund, wie man es nur irgendwo haben kann. An diesem einzigen Orte im ganzen Königreiche findet man auch Milchwerk, das sich mit dem Schweizerischen vergleichen läſst; das Kalbfleisch ist daselbst vortrefflich und wird sehr gesucht. Die Wiesen sind voll Kühe, die bey einer vortrefflichen Weide auch vortreffliche Milch geben, woraus man vortreffliche Sahne und Butter macht. Wein und Obst sind hier von der besten Beschaffenheit. Diese glückliche Gegend besitzt die Pro-

dukte mehrerer Himmelsstriche vereinigt. Die Berge, von denen sie umgeben ist, sichern sie vor der unbequemen Hitze, die man in Neapel empfindet, und machen ihre Temperatur zur einzigen in ihrer Art.

Sorrento oder Soriento hat seinen Namen von den Sirenen. Tasso ward hier gebohren, und man darf sich gar nicht wundern, daſs er bey einer lebhaften Imagination, da ihn noch überdies der Anblick dieser reizenden Gegenden begeisterte, die Lust Italiens ward, die Bewunderung anderer Nationen, so wie späterer Jahrhunderte verdiente, und mit seinem Werke eine Klippe ist, woran seine schwachen Nachahmer scheitern.

Nie sieht der Reisende in den Gegenden dieser Stadt den trüben Anblick des Winters, oder einer von glühender Hitze verursachten Dürre.

Neapel und Sicilien von de Non.

Auszug S. 147. Tom. VI.

Man kann mit Wahrheit sagen, daſs die Gärten von Sorrento der Küchengarten für die Hauptstadt seyn, so wie der Marktplatz daselbst das Magazin aller Eſswaaren ist. Alles ist hier im Ueberfluſs, und von dem besten Geschmack zu haben, sowohl, was das Pflanzenreich, als was das Thierreich liefert. Die Sorrentischen Kälber sind berühmt, das Federvieh von der besten Güte, und unter den Erderzeugnissen verdient besonders der Wein das vorzüglichste Lob; er ist so vortrefflich, daſs ihn die alten ihrem Falernerwein gleich schätzten.

So unglaublich thätig bezeigt sich die Natur in dieser ganzen Gegend, daſs man Säugam-

men von 14 jährigem Alter findet, so wie es auch dergleichen von fünf und funfzig Jahren giebt, die, wie man sagt, den Fluſs der Milch gar nicht zu stillen wissen. Die Bäume grünen da beständig, und den Winter kennt man nicht. Getreide wächst zwischen den Weinstöcken, und diese schlingen sich an den Fruchtbäumen empor. Eine unzählbare Menge Pflanzen erhöht den Anblick dieser ohnedies herrlichen Felder durch die Schattirungen ihres mannichfachen Grüns zwischen den Bäumen, und erfrischt ihn unendlich. Wir besuchten die Gegend um Weihnachten, und die Vegetation war noch so stark, daſs Blätter und Zweige der Bäume die Aussicht überall deckten. Selbst Gräben und Steinklippen liefern hier Orangenbäume.

Diese Beschreibungen entschieden in mir den Ort, wo ich meinen Aufenthalt wählen wollte. Sorrento schwebte mir von nun an in lieblichen Bildern vor Augen, und eine unbe-

schreibliche Sehnsucht erwachte in mir, nach diesem Paradiese zu kommen. Alle Schriftsteller stimmten in dessen Lobe überein; auch einen Deutschen fand ich, in dessen Urtheil ich ein grofses Vertrauen setzte, und der nicht minder von Sorrento begeistert war. Hier ist, was Moritz, der empfindende Beobachter, darüber schreibt. Reisen, Tom. II. S. 55.

„Die Gegenden um Sorrent übertreffen „doch noch alles, was ich bis jetzt an reizenden „Landschaften in Italien gesehen habe, und die „unabsehlichen Orangenwälder mit ihren gold„nen Früchten, welche von diesen Anhöhen sich „dem Auge darstellen, übertreffen alles, was die „Einbildungskraft sich vorstellt.“

Es war weniger nöthig, als dies, um mich zur Begeisterung zu bringen, und ich schaute nach jenem Lande jenseits der Alpen hin, wie einst die kranken Israeliten nach der ehernen Schlange, von der sie Heilung erwarteten. Aber ich schaute, und dachte nicht allein, ich handelte und spannte alle meine Kräfte an, um zur

That zu bringen, was als Wunsch meine ganze Seele erfüllte.

Hier lege ich die Feder in Deutschland nieder; denn ich weiſs nicht, ob ich zu vollbringen vermag, was ich beschloſs. Vermag ich es, so ergreife ich sie in Italien von neuem, und dann werden mehrere Bilder meinen Geist umschweben, dann werde ich durch eignes Anschaun prüfen können, ob Wahrheit in jenen Schilderungen redet, und ob Vorliebe für Welschlands gepriesenen Himmel ihnen nicht die Farben zu ihrem Gemählde lieh.

Sehnsucht
nach
Welschlands mildem Himmel.

Nein, länger mag ich nicht auf deinen Fluren weilen,
Ergrimmter Himmel, unwirthbares Land!
Wo ewge Stürme ewig heulen,
Wo itzo Schnee sich thürmt, ist glühend heifser Sand.
Nein, länger soll der ungestüme Norden
Mein Leben nicht, nicht meine Freude morden!
Ich eile hin zu jener holden Trift,
Wo um der Schönheit Preis sich Erd' und Himmel streiten,
Wo, nach den Sängern aller Zeiten,
Durch einen ew'gen Lenz der Lebensnachen schift.
Empfange mich in deinen Schoofs,
Sorrento, reizendes Gefilde!
Und mache mich durch deines Himmels Milde
Von dem Gefühl der bangen Krankheit los!

Ich komme her von Deutschlands fernen Auen,
Wo man den Lenz nur wenig kennt,
Und tief wird dir im Innern grauen,
Wenn dir mein Mund des Winters Schrecken nennt.

Hoch sitzt er dort auf einem Throne,
Von nackten Felsen aufgebaut,
Von welchen er, dem sanften Lenz zum Hohne,
Weitherrschend in die Thäler schaut.
Aus seiner Rechten sinkt ein Meer von Schnee hernieder,
Die Linke thürmt ein Eisgebirg' empor,
Und aus dem Munde dringt auf rasselndem Gefieder
Ein fürchterlicher Hauch hervor,
Vor dem, wie vor Medusens Haupte,
Die schöne Trift erstarrt, der Pflanzen schöne Welt;
Vor dem, was einst der Lenz belaubte,
Entfärbt und todt zu Boden fällt.
Von Wolken ist sein graues Haupt umgeben,
Aus seinem Bart steigt Nebel auf,
Sein Fufstritt hemmt der Flüsse Lauf,
Sein Odem nimmt dem Lebenden das Leben.

Dies ist der Fürst, der jenes Land regiert,
Der wie ein Nero dort den strengen Zepter führt.
O weh dem Kranken, der in seinem Reiche
Vergebens an Bethesda's Teiche
Mit sehnsuchtsvollen Blicken liegt,
Und ewig sich mit falscher Hoffnung trügt!

Sechs Monath ist ein Ofen seine Sonne,
Drey Monath ist's ein rusiges Camin,
Und fühlt er dann des Frühlings Wonne
In den drey übrigen durch seinen Busen glühn?
O nein! die sanften Frühlingstage
Kennt jenes Land nicht mehr, seitdem des Richters Waage
Kalabrien aus seinen Angeln hob,
Und unsre Welt, wie einen Ball, verschob.
Seitdem vermischten sich die Zonen;
Weh denen, die im Norden wohnen!

Der West, der einstens Zephyr hieß,
Der, wie der Liebe Hauch, auf Blumenauen blieſs,
Fährt jetzt mit rauschendem Getümmel
Auf ehrnen Flügeln durch den Himmel,
Und ewig, ewig weht der West.

Der hochgepriesne Mai, der Flora stolzes Fest,
Der auf belebenden, auf stillen, sanften Schwingen
Soll Frühlingslüfte zu der Erde bringen,
Bringt scharfen Hauch, und öden, dürren Graus.
Die Sonne trinkt die See'n aus,
Und glühend wird die Luft, als führt' in unsern Tagen
Noch einmal Phaeton den irren Himmelswagen.
Die Pflanze stirbt, die Saaten welken hin.
Dies ist der Mai, und dies ist sein Gewinn.

Nun bildet Helios den gröſsern Himmelsbogen,
Der Jun erscheint. O Weh! die Hoffnung ist betrogen.
Er ist so feucht, so rauh, so kalt,
Als wäre schon das Jahr zehn volle Monath alt,
Und brächte den November wieder.
Verstummt dem Mai, verstummt dem Jun, ihr Lieder!
Vergiftet wird durch sie das Land, die Frucht, die Saat,
Und Theurung folget ihrem Pfad.

Soll ich den Jul, und den August besingen?
Wo nähm' ich doch die Farben her,
Wenn sie bald Sturm, bald Frost, bald Hitze, bald ein Meer
Von schweren Regenschauern bringen!
O nein, seit Jahren ist kein Mond des Liedes werth,
Seit Jahren haben wir die Frühlingsluft entbehrt.
Der goldne Mittelweg ist längst für uns verlohren,
Heiſs oder kalt wird jeder Tag gebohren,
Und keiner gleicht dem andern mehr,
Der Morgen ist von Reiz, von Lust der Abend leer.
Oft will der Mittag selbst uns keine Wärme geben,
Die Nacht ist heiter nur — wer will zur Nachtzeit leben?

Und ist dann der August entflohn,
Erhebt allmählig sich der Winter auf den Thron.

Kann man dies Leben Leben nennen?
Woran soll man den Tod erkennen?

Erstarrten wir, wie unsre Flur,
Und könnten uns, gleich Bären, Murmelthieren,
Die öde Winterzeit in tiefen Schlaf verliehren,
Wohl uns! wir zollten der Natur,
Und würden neu hervor im holden Frühling gehen.
Doch dieses Glück ist uns versagt;
Wir müssen die Verwesung sehen,
Wenn sie der Schöpfung Keime nagt;
Wir müssen wachen, rings mit Schlaf umgeben,
Wir müssen die Verwesung überleben,
Und schauen rings umher das weifsgetünchte Grab,
Das die Natur der holden Schöpfung gab.

Rühmt nicht das Spiel, und nicht die Assembleen,
Rühmt Bäll' und Schlittenfahrten nicht!
Es giebt etwas, das lauter spricht:
Die Sonn' oft lange nicht, und nicht den Mond zu sehen,
Ein halbes Jahr bey einem heifsen Stein
In einem engen Raum zu seyn,
Und unerwärmet von der Sonne Strahlen
Den Frühling nur auf Wände hinzumahlen,
Das kann kein Spiel, kein Schlitten je bezahlen.

Allein, soll ich dem edlen Deutschen Mann
Das edle Vaterland verleiden?

O nein, das wollt' ich nicht, und kann es leicht vermeiden;
Ach, den Gesunden lacht ein jeder Himmel an,
Er sey im Süden oder Norden.
Ihm ist von der Natur ein hohes Glück geworden,
Das Crösus nicht bezahlen kann:
Heil dem gesunden Deutschen Mann!

Ich wollte hier nur mit dem Kranken klagen,
Ergieſsen nur das innere Gefühl,
Und jedem Leidenden es sagen:
Ich war, wie er, des Ungewitters Spiel.

O Schicksal! höre du mein Flehen,
Und laſs mich Welschlands Eden sehen.
Führ aus Germanien die armen Kranken fort,
Und lasse die Gesunden dort!

Ankunft in Italien.

Ich habe zu vollbringen vermogt, was ich beschloſs, ich habe erreicht, was mein Herz ersehnte, ich bin weit jenseits der Mitte von Italien, ich bin in Neapel. Eine Laufbahn von dreyhundert Meilen ist zurückgelegt, eine groſse, weite Laufbahn von Norden nach Süden.

Ich habe die fruchtbaren Ebnen Schlesiens durchschnitten, ich bin durch die schönen Gebirge in Oesterreich und Steiermark gedrungen, ich habe die Ufer des adriatischen Meers, und die paradiesische Lombardey, dies ungeheure Gartenmeer, gesehen, ich habe die fürchterlichen Apenninen zwischen Bologna und Florenz über-

stiegen, ich habe Radicofani in den Wolken erblickt, und Rom an den Ebnen der Tiber, ich bin den merkwürdigen Weg gekommen, den einst Horaz vor zwey Jahrtausenden durchlief, und befinde mich jetzt am Gestade des mittelländischen Meeres, am Fuſse des Vesuv. Rom liegt mir gegen Norden, und Deutschland jenseits der fernen Alpen.

Was mir auf einer so weiten Reise begegnete, was ich sah, was ich hörte, was ich empfand, das vermag ich in eine Zeitschrift nicht zusammen zu drängen, die nur mit dem südlichen Theil Italiens, und vor allen mit den beiden erhabensten Städten desselben, mit Rom und Neapel, sich beschäftigen soll; aber an einem andern Ort werde ich es aufstellen *).

---

*) Unter dem Titel: Reise von Groſs - Glogau nach Sorrent, über Breslau, Wien, Triest, Venedig, Florenz, Rom und Neapel, wird in kurzem ein Buch in einigen Theilen bey Herrn W. G. Korn in Breslau erscheinen.

Hier darf ich nur die Fragen beantworten, ob ich fand, was ich erwartete, ob Italien ein Paradies ist, ob es mir meine Gesundheit wiedergab? Warlich, Italien beut viel dar, wenn man auch viel erwartete. Der Himmel bildet ein Paradies, und die Erde bildet eins, aber es läſst sich unmöglich znsammen fassen, wodurch. Minder noch kann sogleich bestimmt werden, was die Menschen sind; das Urtheil würde höchst einseitig ausfallen. Alles dies soll die Folge dieses Journals entwickeln, und so weit meine Kräfte reichen, mit Wahrheit und Anschaulichkeit; es soll die Natur, die Kunst, das Menschenleben im südlichen Italien darstellen, es soll die Tagesgeschichte dieser fernen Gegend enthalten.

Vielleicht liegt manchem, besonders dem Kränklichen, daran, zu wissen, welchen Einfluſs der Himmel Italiens auf meine Gesundheit hatte. Ich kann mit Wahrheit und Ueberzeugung antworten: bis jetzt einen guten; und ich habe keinen andern Wunsch, als daſs dies fortdauern

möge. Ich leide nicht mehr, was ich in Deutschland litt. Seit den ersten Tagen meines Eintritts in die schöne und milde Lombardey hat sich mein Uebel gemindert. Die Beängstigungen sind verschwunden, ich esse ohne Furcht nach meinem Gefallen, und nur die krampfartigen Schmerzen in den Schultern und im Kopf kehren zu Zeiten zurück. Aber ich darf hier nicht vergessen, zu erwähnen, daſs jetzt, im December, auch in Neapel eine ungünstige Jahrszeit ist, daſs fast beständig Meerwinde mit vielem Regen, und vieler Feuchtigkeit, die hier vorzüglich schädlich ist, wehen; vielleicht verliehren sich meine Uebel mehr noch, wenn die schöne trockne Jahrszeit eintritt.

Sey mir also tausendmal gegrüſst, holdes Land, wo die Erde so fruchtbar, der Himmel so mild ist. Empfange meinen heiſsen Dank für die Linderung, die du mir bis itzt gabst, und behalte mich so lange in deinem Schoos, bis ich ganz zu der beglückenden Gesundheit wiedergekehrt bin!

Ich habe noch eine Frage zu beantworten; warum ich nicht nach Sorrent gegangen bin? — Es war mein fester Entschluſs, und tausend angenehme Vorstellungen verbanden sich seit langer Zeit damit in meiner Seele; aber in einer Entfernung von dreyhundert Meilen nehmen die Dinge oft eine ganz andere Gestalt an. So auch hier.

Schon in Rom hörte ich vom Lord Bristol, daſs zur Winterszeit fast ein beständiger Nebel und Regen in Sorrent herrsche. Dies begann meinen Entschluſs wankend zu machen. Zu Neapel sagte man mir: In Sorrento sey zwar im Frühling und Sommer ein Paradies, aber im Winter herrsche dort einiger Mangel. Ueberdies wäre ich daselbst abgeschnitten von allen Beschäftigungen des Geistes gewesen, hätte keine Empfehlungen gehabt, keinen Bekannten, keinen Deutschen, der mich mit der Lage der Dinge, mit dem, was zu einer Einrichtung erforderlich ist, hätte bekannt machen können. Ich wäre,

wie ein fremder Vogel in einem fremden Lande, ohne Zuflucht, ohne Zirkel gewesen.

Dergleichen Umstände können auch den festesten Entschluſs ändern. Aber sobald sie aufhören, sobald der Frühling eintritt, und ich die Reise mit einem Freunde machen kann, werde ich sie sogleich möglich zu machen suchen, und das vorgemahlte Paradies wenigstens eine Zeitlang genüſsen.

Die
Peters-Kirche von aussen.

Ich habe gesehen, was man für das schönste, das prächtigste, das erhabenste Gebäude in der Welt hält, ich habe es nach tausend Beschreibungen, nach tausend in der Ferne vernommenen Sagen, von Antlitz zu Antlitz gesehen, und stehe nun nicht mehr in der Reihe derer, die nur hören, ich darf reden.

Ich weiſs, daſs schon unzählige Beobachter vor mir geredet haben; aber jeder hat sein eigenes Gefühl, seine eigne Art, einen Gegenstand, und besonders einen so groſsen Gegenstand, zu betrachten. Vielleicht leitete mich meine Wahr-

nehmung auf manches, worauf andere nicht geleitet wurden, und dies mindestens darf ich entwickeln. Hier ist, was ich sah, was ich empfand.

Man geht, wenn man vom spanischen Platz an zur Peters-Kirche eilt, die lange Strafse *strada dei condotti* gerade hinunter, wendet sich dann rechts, und geht über die Engelsbrücke. Hier erblickt man die Engelsburg, oder das ehemalige Grabmahl Adrians, in seiner Majestät, und dann kömmt man von neuem in enge, schlechtbebaute Strafsen, worin man einen Theil der Peters-Kirche erblickt. Endlich tritt man aus den engen Gassen hinaus, sieht sich auf einem weiten Platz, und erblickt das Ganze des Gebäudes mit allen seinen Umgebungen.

Soll ich sagen, wie es mir erschien? — Kleiner, als ich je geglaubt, als mir je meine Einbildungskraft vorgespiegelt hatte. So viel ich mich besinne, sagen andere Beschreibungen nur, dafs dies Gebäude kleiner erscheint, wenn man in das Innere hineintritt; mir erschien auch das

Aeuſsere unverhältniſsmäſsig klein: die Kirche selber, die Treppe vor derselben, die Colonnade an beyden Seiten, der Obelisk in der Mitte, und die beyden Fontainen. Alles erschien mir wie ein Gemählde, das durch seine Gröſse auf keine Weise Wirkung macht. Aber es war ein schönes Gemählde, das dem Auge gefiel, ohne die Seele in Erstaunen zu setzen. Der ägyptische Obelisk in der Mitte der Colonnade strebt ohne weiter den Blick auf sich zu lenken, empor, die beyden Springbrunnen verliehren sich ebenfalls in der Gröſse des Platzes, und die Säulen in der Colonnade, so wie an der Vorderseite der Kirche scheinen nur gewöhnliche Säulen, wie man sie schon oft gesehen hat. Kurz, alles erscheint klein, und unendlich kleiner, als es ist.

Fragt man, ob dies eine Vollkommenheit sey, so darf man, glaube ich, geradezu nein antworten. Das scheint mir eine Vollkommenheit zu seyn, wenn ein Werk der Kunst in der wahren Gröſse, die es hat, sich dem Auge darstellt; soll es aber in einem falschen Licht erscheinen,

so erscheint es besser in einem größsern, als in einem kleinern. Unter den vielen Vollkommenheiten dieses erhabenen Werks der Baukunst beut sich also gleich anfangs eine Unvollkommenheit, und, wie es mir scheint, eine wichtige Unvollkommenheit dar.

Aber woher kömmt sie? Sind die Erbauer Schuld daran? Man wäre vielleicht ungerecht, wenn man dies bejahen wollte. Sie haben ein grofses Werk in allen seinen Theilen grofs aufgeführt, und die schärfste Untersuchung des Einzelnen wird vielleicht dem Tadel nichts Wesentliches darbieten. Aber was ist es denn? Woher erwächst denn dem Ganzen diese Unvollkommenheit?

Moritz findet den Grund in der grofsen Regelmäfsigkeit des Werks, in der Symmetrie, in der vollkommnen Uebereinstimmung aller seiner Theile. Alles ist grofs, nichts kann sich vor dem andern auszeichnen, und eine Gröfse macht die andere klein.

Der Grund klingt schön; aber warum soll

denn das, was in allen seinen Theilen grofs ist, nicht auch im Ganzen grofs und colossalisch erscheinen, warum soll eins das andere klein machen, warum nicht eins das andre grofs, warum nicht alles in seiner wahren Gröfse erscheinen?

Es sind hier der Fragen viel, und eine mögte schon schwer zu beantworten seyn. Aber ich will den Versuch dazu machen; ein jeder darf ja seine Meinung sagen.

Mir scheint der Grund dieser Unvollkommenheit nicht sowohl in dem Gebäude selber zu liegen, als vielmehr in einigen Nebenumständen. Hier sind sie.

Wenn man aus den engen Strafsen, die zur Peterskirche führen, herauskömmt, so sieht man einen Platz vor sich, der 1274 Fufs lang ist, und am Ende desselben erhebt sich die Vorderseite der Peterskirche. Diese Entfernung ist nach den Regeln der Optik vollkommen hinlänglich, um ein grofses Gebäude klein erscheinen zu lassen. Aber dies ist es nicht allein. Vorher hat man in den engen Strafsen alles in der Nähe gese-

hen: Häuser, Kirchen, Säulen vor den Kirchen u. s. w. Jetzt sieht man auf einmal in einer beträchtlichen Entfernung ein Gebäude vor sich, von dem uns alle Reisebeschreiber die höchste Vorstellung eingeflöfst haben, und von dem man längst ein grofses Bild in der Seele mit sich herumtrug. Mufs dies nicht allein dem ersten Eindruck nachtheilig seyn?

Der grofse Raum ferner, den man zwischen sich und der Kirche erblickt, ist ein leerer Raum; es ist nichts darauf vorhanden, als der Obelisk, und die beyden Springbrunnen, und die Gegenstände, nach welchen das Auge die Entfernung messen könnte, fehlen ganz. Man hält den Platz wegen der ununterbrochenen Ebne für kleiner, als er ist, und natürlich auch das Gebäude am Ende desselben. Es geht der Peterskirche, wie dem Monde, wenn er mitten am Himmel steht: er erscheint weit kleiner, als wenn er aufgeht, und mit Bäumen, Häusern u. s. w. verglichen, oder seine Entferuung auf irgend eine Art berechnet werden kann. Könnte

man auf den verschiedenen Plätzen vor der Peterskirche Reihen von Gegenständen anbringen, ohne dem Ganzen zu schaden, so würde dies allein schon die Größe des Werks heben.

Drittens hat man, ehe man zu demselben kömmt, die ungeheure Engelsburg gesehen, die durch ihr weites Rund eine große Wirkung macht, man hat das Bild davon noch in der Seele, und die Peterskirche kann durch die Vergleichung nicht gewinnen. Eben so bringt ihr die Nähe des vaticanischen Pallasts Nachtheil, der zwar nicht über die Kuppel, aber doch weit über das eigentliche Hauptgebäude der Kirche, und über ihre Vorderseite hervorragt.

Viertens liegt dies große Werk der Baukunst auf einem Berge, und man muß, wenn man über den Petersplatz geht, merklich aufwärts steigen. Sollte dies nicht auch den Eindruck vermindern? Bauverständige müssen entscheiden können, ob nicht jedes Gebäude, das auf einem Berge liegt, kleiner erscheint. Es sey

so groſs es wolle, der Berg unter demselben nimmt doch immer einen weitern Raum ein.

Die Kuppel endlich kann von dieser Seite nie in ihrer wahren Gröſse gesehen werden; denn da, wo man sie, oder wenigstens den obern Theil davon, übersieht, ist man zu weit entfernt, um den Eindruck des Groſsen zu empfangen, nähert man sich aber, so verliehrt man sie durch die Vorderseite der Kirche ganz aus den Augen.

Wenn man alle diese Umstände zusammenfaſst, so kann man sich, däucht mir, leicht erklären, warum das Aeuſsere der Peterskirche so klein erscheint, es brauchte derselben vielleicht nicht so viel, um diese Wirkung hervorzubringen.

Niemand denke, mir soll nicht geschehen, was andern geschah; ich will die Gegenstände in ihrer wahren Gröſse sehen, die Einbildungskraft soll mir kein zu groſses Bild vormahlen, und ich will durch Hinwegdenken jedes Nebenumstandes das Wahre erblicken. Mit allen die-

sen Vorbereitungen wird er sich getäuscht finden, wird etwas sehen, wie er es schon oft gesehen zu haben glaubt, und am Ende doch sagen: nein, von dem Gebäude, das man als das erhabenste und schönste in der Welt schildert, habe ich eine gröſsere Vorstellung gehabt.

Wie groſs es aber dennoch sey, davon will ich nur wenige Merkmale anführen. Jede von den Säulen in der Colonnade, deren 284 sind, hat einen solchen Umfang, daſs drey Menschen sie nur umspannen können. Die Säulen an dem Eingange der Kirche aber haben fünftehalb Klafter im Umfange. Auf der Colonnade erblickt man 192 Statüen von Heiligen aus der Schule Bernini's. Sie erscheinen wie Kinder, sind aber kolossalisch, und haben eine Höhe von zehntehalb Fuſs. Es ist kaum glaublich, daſs dies alles so klein erscheint, aber es ist wahr.

Ich sagte oben, es würde ungerecht seyn, den Erbauern der Peterskirche das Kleinerscheinen derselben zuzuschreiben, ich sagte dies, obwohl mein Gefühl nicht ganz damit überein-

stimmte. Ich wagte nicht, ein Werk anzutasten, das einen so grofsen Ruf hat. Jetzt habe ich es öfter gesehen, geprüft, geforscht, gehört; und nun wage ich, trotz so vielen Autoritäten, zu behaupten, dafs besonders die Vorderseite der Peterskirche beträchtliche Fehler hat, und dafs diese viel dazu beytragen, den Eindruck des Grofsen zu vermindern.

Dies ist warlich kein Wunder. Man hat ein etwas gemeines Sprichwort von einem Gericht, woran viele Köche arbeiteten. Dies gilt noch weit mehr von Werken der Baukunst. An der Peterskirche aber haben so viele Baumeister successiv und zu gleicher Zeit gebaut, dafs ihre Namen ein kleines Register ausmachen. Rosellini, Alberti, Bramante, Sangallo, Joconde, Domenico, der grofse Raphael, Peruzzi, Antonius Sangallo, Michel Angelo, Vignola, Ligorio, de la Porta, Maderne, Bernini, alle diese Männer haben bey diesem grofsen Bau gewirkt. Wer erschrickt nicht vor so vielen Namen? Aber das Schlimmste ist, dafs die meisten von diesen

Künstlern etwas wichtiges zu dem Bau hinzusetzen wollten, um ihr Gedächtniſs daran zu verewigen. Darf man sich wundern, wenn das Ganze überladen, und so mit kleinen Theilen bedeckt ward, daſs die Gröſse desselben ihre Wirkung verlohr?

Dies Unglück hat besonders die Vorderseite der Kirche betroffen, wo ein Schmuck den andern, ein Balkon den andern drängt, und mancher von ihnen gleichsam zwischen zwey Säulen eingedrängt ist. Michel Angelo hatte den Gedanken, sie nach der Façade des Pantheons in Rom anzulegen. Wäre dies ausgeführt worden, so besäſse Rom unstreitig ein Gebäude, das sich in jeder Rücksicht mit den Werken der Alten vergleichen lieſse, und in manchem sie übertreffen würde. Aber Pius V. befolgte einen andern Plan, und so ist etwas entstanden, das weder einem alten Griechen, noch einem alten Römer gefallen würde.

Man traue nicht auf die Zeichnungen und Kupferstiche von diesem Gebäude. Sie sind mei-

stens falsch und unrichtig. Die Künstler stellen leider die Sachen nicht immer so dar, wie sie sind, sondern wie sie sich in ihrer Abbildung gut ausnehmen. Sie lassen das Fehlerhafte und Anstöſsige weg, denn dies würde ja auch in ihrer Darstellung keinen guten Eindruck machen, und suchen alles recht malerisch nachzubilden. So machen sie es nicht allein mit Gegenständen aus der Kunst, sondern auch aus der Natur. Sie verändern einen Berg, einen Wald, ein Thal, je nachdem es für ihre Nachahmung sich am besten schickt.

Dies ist denn auch der Peterskirche häufig wiederfahren. Ich habe einen sehr eleganten und feinen Kupferstich davon vor mir, worin sie mit ihren Umgebungen gleichsam zum Ideal erhoben wird. Es ist ein Standpunkt angenommen, wie er in ganz Rom nicht zu finden ist, man müſste denn gerade gegen der Kirche über in einem Luftball emporsteigen, und in einer gewissen Höhe sich schwebend erhalten. Die Balkons, von denen einige gröſser, einige kleiner in der

Wirklichkeit sind, werden hier alle in gleicher Gröſse dargestellt, um den Eindruck des Einfachen nicht zu vernichten; der Vatican aber, der über die Vorderseite der Kirche hervorragt, ist weit niedriger abgebildet, und muſs nur dazu dienen, die Gröſse derselben zu erheben. Kurz, der Künstler hat sich eine Peterskirche auf dem Papier erbaut, wie sie sich recht schön ausnimmt; aber von einer solchen papiernen Kirche ist hier die Rede nicht.

Ich habe meine Urtheile aus der Wirklichkeit, aus unmittelbarem Anschaun, und aus vielen Unterredungen mit andern hergenommen; wer dasselbe thut, der wird es wahrscheinlich mit mir unterschreiben, daſs die Peterskirche, ihrer Aussenseite nach, auf keine Weise als das schönste Gebäude in der Welt gepriesen werden darf.

Von dem Inwendigen derselben, das verhältniſsmäſsig auch nur klein erscheint, aber nach meiner Meinung unendlich schöner, als das Aeussere ist, werde ich in der Zukunft reden.

Astrico al Cielo.

Es giebt in Italien vieles, wovon man in Deutschland keinen Begriff hat; hierzu gehört auch ein Astrico al Cielo. Unter diesem Ausdruck versteht man eigentlich die Decke der obersten Zimmer, die weiter kein Dach über sich hat, sondern mit ihrer Fläche gegen den offnen Himmel liegt. In Neapel sind nemlich die Häuser fast ohne Ausnahme mit flachen Dächern erbauet, auf denen man, wie in einem Zimmer, lustwandeln kann. Diese Decken bestehen aus einer kalkartigen Composition, die sich in einen festen Stein verwandelt. Sie sind abschüssig angelegt, doch fast unmerklich, um den Regen abfließsen zu lassen.

Aber man nennt auch noch etwas anders Astrico al Cielo, das man noch weniger in Deutschland kennt. Mitten auf diesen flachen Dächern nemlich sind meistens noch einige Zimmer angelegt, die ebenfalls ein flaches Dach über sich haben, und diese nennt man vorzüglich Astrico al Cielo. Eine solche Anlage ist etwas sehr Seltsames für den, der aus Norden kömmt. Sie ist ein Haus in der Luft. Oben auf einem Hause ist ein andres Haus erbauet. Tritt man aus demselben heraus, so tritt man auf ein Dach, und befindet sich auf einem ebnen Bezirk mit einem Geländer umgeben, von welchem man tief in die Strafsen, wie in einen Hohlweg hinabschaut. Man befindet sich gleichsam auf der Höhe eines Berges, auf welchem man seine Wohnung angelegt hat. Man erinnert sich dabey beständig an den König David, der auf der Zinne seines Hauses lustwandelt, und wähnt dem Morgenlande näher zu seyn.

Ich darf kaum bemerken, dafs eine solche Wohnung sehr viel Reizendes hat. Aus seinem

Zimmer gleich auf eine sonnige Ebne in eine reine Luft hinzutreten, über Staub und Getümmel der Straſsen erhaben zu seyn, und weit umher auf Gebirge, auf Ebnen und auf das Meer hinzuschauen, das reiſst gleich beym ersten Augenblick hin.

Aber auch ein Astrico al Cielo ist eine sublunarische Rose, die ihre Dornen hat. Ich hatte mich zuerst entschlossen, eine solche Wohnung zu beziehen, aber man widerrieth es mir. Da der Regen sie von oben und von allen Seiten treffen kann, so ist sie gewöhnlich sehr feucht, und nichts hält man in Neapel für schädlicher, als eine feuchte Luft. Ich that also Verzicht auf die Reize des Astrico al Cielo, und nahm eine andere Wohnung.

Auf Pallästen und den Häusern reicher Einwohner hat man gewöhnlich dem Astrico al Cielo noch mehr Schönheit gegeben. Hier tritt man aus dem Zimmer desselben auf einen Platz mit allerhand Gewächsen, mit Bildsäulen, mit kleinen Gartenhäusern. Oft mehr als hundert Fuſs hoch

findet man plötzlich einen Garten, der, gleich den babylonischen Gärten, in der Luft hängt, und eben dadurch unendlich mehr Reiz bekömmt, als wenn er in der Tiefe bey den Häusern liegt.

Auch in Deutschland würde man einen Astrico al Cielo mit einem Garten umher so gut anlegen können, wie in Neapel, und in großen, volkreichen Städten, wo es an Raum gebricht, müßte dies äußerst angenehm seyn. Aber ich habe nirgends auch nur etwas ähnliches gefunden. Vielleicht nimmt man sich nicht die Mühe zu solchen Anlagen, weil man sich dort so wenig in freyer Luft aufhalten kann; aber sie würden sich schon dadurch bezahlen, daß sie fast jede Feuersgefahr, die von aussen sich nahen will, abwenden.

Meine Wohnung.

In Neapel werden die Wohnungen von einem Mai bis zum andern, oder wenigstens auf sechs Monath vom Mai bis zum November vermiethet. Zwischen diesen Zeitpunkten ist es schwer, eine gute Wohnung zu finden, weil die besten besetzt sind. Auch ich mufste mir viele Mühe geben, ehe ich einige zuträgliche Zimmer für mich erhalten konnte, zumal da ich um meiner Gesundheit willen nach Neapel gekommen war, und nicht jeden Aufenthalt wählen durfte.

Es sind nemlich in Neapel einige Erfordernisse nothwendig, die an andern Orten weniger bedeutend erscheinen. Da die Sonne hier sehr

belebend und erquickend ist, besonders im Winter, auch die Feuchtigkeiten in dieser Jahrszeit vermieden werden müssen, so sucht man Zimmer, die etwas hoch, und gegen die Mittagsseite liegen. Es gelang mir endlich ganz durch ein Ohngefehr, sie zu finden.

Nachdem ich schon viele Wohnungen besehen hatte, ohne daſs mir eine gefallen hätte, fuhr ich eines Morgens aufs Gerathewohl durch den Theil der Stadt, der Kiaja heiſst, wo ich vorzüglich zu wohnen wünschte, und suchte Annoncen an den Häusern. Ich war in der Straſse Roccella abgestiegen, und sah um mich her, als mich ein bejahrter Mann fragte, was ich suchte. Ich sagte es ihm, und er war sogleich bereit, mir Hülfe zu leisten. Nach einigem Wortwechsel fand es sich, daſs er auch ein Deutscher sey. Er hatte viele Jahre als Unterofficier und Feldwebel im neapolitanischen Dienst gestanden, und war jetzt Portier bey dem Prinzen Roccella.

Er zeigte mir sogleich eine Wohnung, die mir aber nicht gefiel, weil eine Menge Wäsche-

rinnen in der Nähe wohnten, und die ganze Straſse mit Wäsche behangen war. Indeſs versprach er, eine andere zu suchen, und war wirklich unermüdet in seinem Nachforschen. Gleich nach Tische kam er wieder zu mir, und sagte, er habe eine gefunden. Ich lieſs mich zu derselben hinführen, sie gefiel mir, und ich nahm sie zur groſsen Zufriedenheit meines Begleiters.

Ich würde mich sehr freuen, wenn ich hier ganz unbefangen den Diensteifer dieses Mannes loben, und sein Betragen als warme Theilnahme an dem Schicksal eines Deutschen schildern könnte; allein die Wahrheit fodert etwas anders von mir. Es kann seyn, daſs er einige Neigung fühlte, einem Landsmann zu dienen, aber Eigennutz hatte gewiſs den meisten Theil daran. Denn leider nehmen die Deutschen, die ohne feste Grundsätze und gebildeten Geist hieherkommen, gewöhnlich in diesem Betracht die Denkungsart der gemeinen Italiener an, und übertreffen sie noch oft darin. Er lieſs sich von dem bezahlen, der die Wohnung vermiethete, und

obwohl ich längst beschlossen hatte, ihn ebenfalls für seine Mühe zu belohnen, so liefs er sich doch bald so deutlich merken, was er erwartete, dafs ich eilen mufste, ihn zu befriedigen.

Indessen er hat mir eine Wohnung verschaft, und ich bin ihm Dank schuldig, sein Diensteifer mag aus einer reinen oder unreinen Quelle entsprungen seyn.

Ich wohne in der Nähe des Pallasts del Vasto am Fufs, oder vielmehr schon am Abhange des Berges, worauf St. Elmo liegt, in dem sogenannten Schweizerquartier. Gegen mir über sind keine Häuser, sondern ich sehe über eine niedrige Mauer in einen Garten hinein, der wieder an andere Gärten grenzt, die sich links terrassenmäfsig erheben.

Dies war es eigentlich, was mir diese Wohnung so angenehm machte; denn in einer so volkreichen Stadt, wie Neapel, ist es zwiefach erwünscht, einen weiten Platz um sich zu haben. wo man eine reinere Luft athmen kann.

Der Garten gegen mir über, der nur weni-

ge Schritte von mir entfernt ist, hat eine ganz andere Gestalt, als die Gärten im December in Deutschland zu haben pflegen. Er ist dicht mit Citronen- Pommeranzen- Feigen- und Mandelbäumen bedeckt, die ihm auch in dieser winterlichen Jahrszeit ein reizendes Ansehen geben. Die Feigenbäume haben ihr Laub beynahe verlohren, denn die Zeit der Feigen ist vorüber; aber die Citronen- und Pommeranzenbäume sind dickbelaubt, und so mit schimmernden Früchten angefüllt, daſs die Zweige sich unter der Last tief neigen.

Für ein Auge, das dergleichen Bäume nur in Treibhäusern oder in Gefäſsen zu sehen gewohnt ist, gewährt dies einen reizenden Anblick. Besonders schön ist der Pommeranzenbaum, zwischen dessen dunkelm und saftigem Laube die Früchte gleichsam hervorbrennen. Es ist fast unmöglich zu zweifeln, daſs diese Früchte nicht die berühmten goldenen Aepfel in den Gärten der Hesperiden seyn sollten. Gleich beym ersten Anblick dieses Baums entsteht dieser Gedanke in

uns, und ein kleiner Umstand giebt ihm viel Wahrscheinlichkeit. Diese Früchte heiſsen hier gewöhnlich nicht Pommeranzen, sondern Portugalli.

Sie sind, wie die Citronen, gleich vor und nach Weihnachten reif, also jetzt in ihrer gröſsten Schönheit.

Die Mandelbäume allein sind entlaubt, und stehen nakt da; aber man sagt mir, daſs sie im Januar zu blühen anfangen.

Fast nicht minder schön, wie die Baumfrüchte, sind die Erdfrüchte in diesem Garten. Ich sehe darin eine Menge Blumenkohl von einer Gröſse, wie man ihn nie in Deutschland sieht, Salat, Procoli und andere Arten von Kohl, nächst einer Menge Blumentöpfe, worin die Nelken jetzt aufblühen wollen. Kurz, der Garten sieht im December aus, wie die deutschen Gärten im beginnenden Herbst, wo alle Früchte darin in der gröſsten Kraft sind.

Meine Wohnung hat, fast wie jede Wohnung in Neapel, den Vortheil, daſs man aus den

Fenstern

Fenstern derselben auf einen kleinen Balcon mit einem eisernen Geländer umgeben, hintreten kann. Aus dem Fenster sehen ist hier nicht im Gebrauch; man geht gleich ganz aus demselben hinaus in die freye Luft.

Wenn ich mich auf einem von meinen Balcons befinde, so schwebe ich gleichsam über dem oben beschriebenen Garten, und in dem lieblichen Sonnenschein, der hier bey gutem Wetter herrscht, hat dies etwas Erquickendes. Leider ist jetzt die Regenzeit in Neapel, und von den schönen Tagen erscheinen wöchentlich nur höchstens zwey. Die übrigen sind halb heiter oder regnigt.

Sehe ich zur Rechten aus meiner Wohnung, so erblicke ich in der Nähe den Pallast del Vasto mit einem grofsen Platz vor demselben, worauf die Soldaten geübt werden, in der Entfernung aber einen grofsen Theil von dem schönen Bergrücken Pausilippo, wie er sich allmählich gegen das Meer zu versenkt. Zur Linken geht es gleich beträchtlich bergauf nach St. Elmo, und in einer

geringen Entfernung befindet man sich schon auf einer Höhe, von der man eine der schönsten Aussichten hat. Im Vordergrunde sieht man von dort den ganzen Theil der Stadt, der Kiaja heifst, bis nach Pausilippo. Dicht hinter demselben breitet das Meer seine unabsehliche Fläche mit allen seinen prachtvollen Umgebungen aus, und die Felseninsel Capri steigt ernst und dunkel aus den Fluthen herauf. Schiffe und kleine Fahrzeuge bedecken den weiten Golf, und an der Spitze von Pausilippo sieht man das Meer schäumende Wogen emporsprützen.

Das Meer ist ohngefehr fünfhundert Schritt von meiner Wohnung entfernt, aber ich höre das Sausen davon fast ununterbrochen. Anfangs glaubte ich immer, es sey ein Sturm; aber wenn ich auf den Balcon hinaustrat, fand ich die Luft ruhig. Das Meer scheint eine selbstständige Kraft zu besitzen, Wellen emporzuthürmen.

Des Morgens mit Anbruch des Tages kömmt eilend ein Volk von Ziegen mit Glocken am Halse von St. Elmo herunter, um sich in die

Strafsen der Stadt zu verbreiten; von Pausilippo her aber kommen langsam am Ufer des Meers Kühe mit ihren Kälbern, und gehen ernst und bedächtlich nach der Mitte der Stadt. Warum hier Kühe und Ziegen in die Stadt eilen, anstatt dafs sie an andern Orten aufs Feld getrieben werden, das wird sich späterhin entwickeln.

Ich besitze zwey Zimmer, die gerade gegen Mittag liegen, und eine Küche, alles eine Treppe hoch. Vor mir wohnte ein Capellano vom Regiment, oder ein Feldprediger hier; weil die Wohnung einige Zeit leer gestanden hat, so habe ich sie als ein Fremder um einen ziemlich wohlfeilen Preis für Neapel bekommen. Ich bezahle monatlich 36 Carlin, welches ohngefehr $4\frac{1}{2}$ Thaler ausmacht.

Im Winter ist diese Wohnung gut, aber im Sommer mufs man nothwendig auch ein Zimmer gegen Norden haben. Ich werde sie also bis dahin veränd rn.

Neben mir wohnt ein deutscher Instrumentenmacher, der eine Pension vom König hat, und

an der andern Seite ein deutscher Arbeiter in der königlichen Porcellänfabrik, der ebenfalls diesen Vortheil genieſst. Noch ein andrer deutscher Claviermacher, der für den ersten in Neapel gehalten wird, befindet sich hier, und hat eine Pension von monatlich 30 neapolitanischen Dukaten (ohngefehr 37½ Thlr.). Ueberhaupt hat der König geschickte Deutsche in mechanischen Arbeiten ins Land zu ziehen gesucht, und viele wohnen davon in meiner Gegend. Dies ist ein kleiner Trost, wenn man von seinem Vaterlande so weit entfernt ist.

Dreistigkeit der Italiener,

mit Feuer umzugehen.

Vielleicht herrscht in keinem Lande eine solche Kühnheit, dies gefährliche Element zu behandeln, als in Italien. An den meisten Orten in diesem Lande giebt es wenig Policey in andern Dingen, in Absicht des Feuers scheint es gar keine zu geben.

Schon in Venedig sah ich hie und da Feuer auf den Strafsen angemacht, und des öffentlichen Kochens und Bratens war kein Ende. Allein bey dem vielen Neuen und Auffallenden, das ich erblickte, achtete ich nicht darauf. In Florenz ward ich zuerst aufmerksam auf diese Art von Keckheit, die in Deutschland das Auge der Po-

licey so scharf auf sich richtet. Dort sah ich oft ganze Kohlenbecken voll brennender Kohlen auf die Straſse hingeworfen, die der Wind umherführte, und hoch in die Luft die Funken verstreute. In Rom trieb man die Dreistigkeit noch weiter, und ward dadurch sogar beschwerlich.

Eines Morgens, als ich an meinem Schreibtisch saſs, und gerade die Peterskirche beschrieb, fiel ein starker Schuſs ohnweit von meinem Fenster. Ich fuhr vor dem ungewöhnlichen Knall hoch in die Höhe, und da er in andern Städten nichts Gutes zu bedeuten pflegt, so forschte ich sogleich nach, was vorgefallen sey. Aber man sagte mir gleichgültig, es würde jemand seyn, der Vögel schösse. Wie? darf man hier in der Stadt Vögel schieſsen? rief ich. Man bejahete mir dies als etwas gewöhnliches, und setzte hinzu, daſs vorzüglich auf die Tauben Jagd gemacht würde.

Ich hörte gleich darauf noch mehrere Schüsse fallen, aber da ich nunmehr wuſste, daſs nur das Leben der Vögel dabey in Gefahr sey, so

erschrack ich mindestens nicht mehr. Wenn man indessen von Jugend auf in Deutschland gewesen ist, wenn man die dortigen Einrichtungen kennt, so ist dies Jagdgetöse dicht bey den Häusern etwas sehr auffallendes, und man wird nicht wenig darüber betroffen.

Da die Armuth in Rom sehr groſs ist, und auch die Staatseinkünfte nicht von groſsem Belang seyn können, seitdem der Freiheitsbaum auf dem Capitol stand, und Marc Aurel die dreyfarbige Cocarde trug, so mögte ich der römischen Policey, wenn es eine giebt, den Rath geben, Rom in Jagdquartiere zu vertheilen, und gehörig an die Liebhaber zu verpachten, um mit dem Ertrag Armenhäuser anzulegen, oder den öffentlichen Cassen etwas unter die Arme zu greifen. Da die Felder um Rom her so wenig angebaut sind, daſs sich kaum ein Vogel darauf ernähren kann, in der Stadt sich aber hie und da noch etwas für sie findet, so würde das Gewild den Jägern gleichsam in die Hände laufen. Auch in andern Rücksichten könnte diese städtische Jagd-

gerechtigkeit ihren Nutzen haben; denn sollte Rom noch mehr verfallen, und noch mehr leere Häuser darin entstehen, so würden die Jagdbefugten am Ende die schreckhaften Uhu's und Nachteulen wegschieſsen können.

Man wundere sich über diese Bitterkeit nicht. Wenn man die herrlichen Felder um Rom in Wüsteneien verwandelt, wenn man dabey Tausende von Bettlern in der Stadt müſsig stehen und liegen gesehen hat, so wird das Herz zu dieser Bitterkeit gleichsam mit Gewalt empört.

Aber genug davon! Ich werde Gelegenheit finden, in meiner Reisebeschreibung diesen Punkt noch einmal zu berühren.

Dieselbe Sorglosigkeit mit Feuer fand ich auch beym Tobackrauchen. Man setzte sich mit der brennenden Pfeife in offene Wagen, und fuhr damit in der ganzen Stadt umher; eben so schmauchten die Fuſsgänger in allen Straſsen ihr Pfeifchen, und niemand gab darauf Acht. Sobald auch nur das geringste kalte Lüftchen wehte,

auf das wir in Deutschland gar nicht achten, liefen die Römer mit einem kleinen Kohlentöpfchen in der Hand, überall umher. Dies war nicht sowohl kühn, als vielmehr lächerlich. Es schien, als lägen von allen Theilen des Körpers ihnen die Finger am meisten am Herzen, und als wäre mit ihnen alles gedeckt; denn Arme und Beine, die doch nicht an dem Kohlentopfe Theil nahmen, waren bloſs.

Auch in Absicht der Kleidung fand ich eine groſse Freiheit in Rom. Man erlaubt sich im tiefsten Nachtkleide über die Straſsen zu gehen, ohne daſs es jemandem auffällt. Ich stand auf dem Berge Pincius des Morgens vor meiner Thür; ich will mich anziehen, sagte ich, und zu jenem Eckhause gehen. Warum nicht im Nachtzeuge? fragte man mich; hier sind wir in einer Stadt der Freiheit. *Romae dum eris et caet.*, dacht' ich, und ging im Nachtkleide durch die Straſse. Niemand sah mich an.

Aber ich wollte von der Sorglosigkeit, mit Feuer umzugehen, schreiben. Je näher ich nach

Neapel kam, um so gröſser wurde sie. In Velletri traf ich spät des Abends bey einem groſsen Sturmwind ein. Indem ich durch die Straſse fuhr, sah ich vor mir ein groſses Feuer, mit dem der Wind spielte, und die Funken weit umherführte. Ich hätte auf den Gedanken gerathen können, daſs ein Haus in Brand stände. Nichts weniger! — Man briet Kastanien.

Bald darauf ging ein Kerl durch die Strassen, der statt der Laterne einen groſsen Feuerbrand in der Hand trug. Da die Flamme verlöscht war, so schwenkte er das glühende Holz immer hin und her, damit es mehr Licht verbreiten sollte.

In Fondi trieb man die Sache noch weiter. Um sich zu wärmen, hatten eine Menge Kerls ein groſses Feuer im Pferdestall mitten unter Stroh angezündet, und saſsen rings umher, ohne an Gefahr zu denken.

In Neapel endlich ist man in dieser Art Tapferkeit auch nicht zurückgeblieben, und ich habe von mehreren Seiten Gelegenheit gehabt,

zu beobachten, daſs man das Feuer für kein fürchterliches Element hält. Man hat hier sehr viele groſse Kohlenbecken, die man nicht allein in die Zimmer stellt, um sich dabey zu wärmen, sondern in denen man auch kocht. Die gewöhnliche Art, das Feuer in diesen Behältnissen anzublasen, ist, sie vor die Thür oder auf einen Balkon vor den Fenstern hinauszusetzen, besonders wenn ein starker Wind ist. Man ist dabey im geringsten nicht besorgt, wenn die Funken und brennenden Reiser auch durch eine ganze Straſse verstreut werden.

Jeder Knabe erlaubt sich, öffentlich mit Pulver zu spielen, und in den Straſsen seine Schwärmer und Kanonenschläge abzubrennen, ohne darauf zu achten, ob jemand vorbeigeht, den er durch sein knallendes Spielzeug erschrekken könnte. Das glimmende Papier bleibt in der Gasse liegen, und wird vom Winde weggeführt.

Oft habe ich bemerkt, daſs man auf dem Dach eines Hauses ein Feuerwerk machte, und das Feuer wie vom Himmel regnen lieſs. Nie-

mand giebt sich die Mühe, darauf zu achten; es ist in der Regel, der Kutscher geht hier auf der Strafse mit der brennenden Pfeife bey dem vornehmsten Herrn vorüber, und läfst sich nicht einfallen, dafs dies unschicklich oder gefährlich ist.

Auch mit dem Schiefsen ist man hier nicht sparsam. Mein Nachbar geht mit der Flinte auf den Astrico al Cielo meines Hauses, und lauert auf die Vögel in dem Garten gegen mir über. Ich war erstaunt, als ich dies das erstemal sah. Indessen hat er seine Flinte noch nicht abgebrannt, und ich werde auch einige Einwendungen machen, wenn es geschehen sollte.

Ich weifs, dafs die meisten von denen, die dies lesen, schon längst die Frage aufgeworfen haben: ob denn bey diesem Grade der Unvorsichtigkeit keine Unglücksfälle geschehen, ob nicht beständige Feuersbrünste eintreten? Ich kann mit vieler Zuversicht: Nein, antworten. Man hört hier von keinem Gera, von keinem Ruppin, kaum von einem abgebrannten Hause.

Fragt man weiter: wodurch dies Wunder geschieht? so bitte ich meine Landsleute sehr, auf die Antwort zu achten: weil man in Italien den Feuersbrünsten, dieser Geisel der Menschheit, gleich aus dem Grunde entgegen gearbeitet, weil man überall mit Steinen gebauet hat.

O, warum nimmt mein Vaterland doch hierin nicht Italien zum Muster! Warum erlauben dort die Obrigkeiten jedem, zu bauen, wie er will? Warum ist es dem Baulustigen vergönnt, selbst in den ansehnlichsten Städten einen grofsen Scheiterhaufen hinzusetzen, den das Feuer bey der ersten Gelegenheit ergreift? Warum ist nicht das allgemeine heilsame Gesetz gemacht: wer bauen will, der erbaue keine Speise für das Feuer, er baue von Stein!

Ich weifs sehr wohl, dafs dies kostbarer, aber ich weifs auch, dafs es dauerhafter, und im Ganzen für den Besitzer vortheilhafter ist. Mir ist sehr wohl bekannt, dafs die Steine an manchen Orten sehr selten sind; aber es ist besser,

sie Meilenweit herzuholen, als in ewiger Besorgniſs vor Feuersgefahr zu schweben, und bald eine Stadt, bald ein Dorf in der Asche liegen zu sehen. Die Gefahr, daſs in wenigen Stunden die Frucht ganzer Erndten verzehrt, ganze Heerden vernichtet, und viele tausend Menschen hülflos unter freyem Himmel seyn können, überwiegt die kostbarste Bauart. Man kann es nicht theuer genug bezahlen, vor so etwas gesichert zu seyn.

Man hat in vielen Städten Deutschlands die trefflichsten Anstalten bey Feuersgefahr, man hat eine Menge Sprützen, eine Menge Menschen, die bey dem ersten Ausbruch der Flamme herbeyeilen müssen, man hat die strengsten Gesetze gegen Unvorsichtigkeit, und erhält die Menschen in steter Wachsamkeit vor der Gefahr. Aber man hat das Schwerdt bey der Schneide gefaſst, um sich zu vertheidigen. Man handelt, wie in einem Staat, worin man sich vor der Pest schüzzen will, aber keinen Cordon an der Grenze zieht. Man läſst sie ins Land, hat aber die trefflichsten Aerzte, die bequemsten Krankenhäuser,

und eine zahllose Menge Wärter. Wozu das alles? Wenn sie einmal da ist, so rafft sie, trotz aller Anstalten, Tausende hinweg. Man ziehe einen Cordon, und alle jene weisen Einrichtungen sind unnöthig. Der Cordon aber bey Feuersbrünsten ist die steinerne Bauart.

In Neapel ist eine einzige Sprütze, in Rom gar keine; in ganz Italien kennt man unsere Feueranstalten nicht, und es brennt kaum ein Haus ab. Warum? Man hat diesem wütenden Element keine Speise hingesetzt, und wenn es auch seine fürchterliche Zunge ausstreckt, so findet es nirgends einen Raub, den es verschlingen könnte; in Deutschland aber steigt in jedem Jahr die Flamme von brennenden Städten gen Himmel. Wird man bey dieser hellen Flamme nie sehen lernen?

Es giebt tausend Einwendungen und Schwierigkeiten bey der steinernen Bauart in Deutschland, aber eine rauchende Stadt, deren Einwohner nakt und bloſs als Bettler da stehen, und sich die Haare ausreiſsen, schlägt alle diese

Schwierigkeiten zu Boden. Auch ist das Bauen aus Holz oft nur eine Art von Wahnsinn. Ich bin durch Gegenden gekommen, wo die Felsenstücke in Haufen von den Höhen herabrollten, aber demohngeachtet hatte man die Häuser aus dicken eichenen Bohlen erbauet.

Man sage nicht, daſs viele Stellen unbebaut liegen bleiben würden, weil viele nicht reich genug sind, aus Stein zu bauen. Mögen sie liegen bleiben! Es ist besser, daſs eine Stelle wüst sey, als daſs sie Gelegenheit gebe, hundert andere zu zerstören. Es ist besser, daſs hie und da jemand nicht nach seinem Gefallen bauen könne, und daſs Einer leide, als daſs Viele unglücklich durch ihn werden. Ist nur einmal erst das Gesetz gegeben: Niemand darf von jetzt an anders bauen, als aus Stein; so wird sich allmählig jeder daran gewöhnen, und es wird ein Unding werden, aus Holz zu bauen, wie es jetzt ein Unding ist, einen hölzernen Feuerheerd zu machen. In zwanzig Jahren wird man von keinen Feuersbrünsten mehr hören, und zehnfach wird es

wieder

wieder eingebracht seyn, was das Bauen aus Stein kostbarer war.

Ich habe mit Bedacht die grofse Sorglosigkeit, die man überall in Italien gegen Feuersgefahr findet, geschildert, um zu zeigen, wie weit man in dieser Rücksicht gehen kann, wenn man dem Uebel von Grund aus vorgebeugt hat, und ich wünsche sehr, dafs mein Vaterland, welches in so vielen Rücksichten verdient, von Italien nachgeahmt zu werden, hierin dies Land nachahmen möge.

Die Höhen
einiger
merkwürdigen Berge auf der Erde,
in Vergleichung
mit einigen Werken der Menschen.

Wenn man eine Reise von Deutschland durch Italien macht, so ist man fast ununterbrochen mit nahen oder fernen Gebirgen umgeben, auf Höhen oder in Thälern, und die Ebenen machen nur die Ausnahmen. So wie die Geschichte des Menschengeschlechts fast nur die Geschichte ihrer Kriege ist, so sind die Reisen auf der Erde beinahe nur Reisen durch Gebirge, und diese machen dem Pilger auch gleichsam den Krieg; denn nichts erschwert das Reisen mehr, als das Uebersteigen der Gebirge.

Von der Grenze Schlesiens an bis nach Neapel ist die Lombardey der einzige grofse Strich Landes, wo man auf einer Ebne fährt; übrigens bezeichnen, wenn man die Kaiserstrafse wählt, die österreichischen, die steiermärkischen, die krainschen, und die apenninischen Gebirge, nebst tausend kleinern Erhöhungen den Pfad des Reisenden. Die Alpen aber sieht man in ihrer ganzen Majestät von weitem daherprangen.

Dies ewige Fahren in Gebirgen lenkt natürlich die Aufmerksamkeit auf diese Auswüchse der Erde. Man fängt an, sie als grofse Gebäude zu betrachten, welche die Hand des Schöpfers erbaut hat, und ihre Gröfse setzt vorzüglich dann in Erstaunen, wenn man sie mit den Werken der Menschen vergleicht. Dies wird sich dem Auge in der beygefügten Zeichnung anschaulich darstellen. Hier ist das, was die Menschen erbauten, mit dem, was Gott erbaute, in Vergleichung gebracht.

Die gröfsten Werke, welche Menschen aufführten, sind die ägyptischen Pyramiden, die

Peterskirche in Rom, und der Straſsburger Münster. Man schaue sie an, und vergleiche sie mit dem, was der Schöpfer aufthürmte. Wie verschwinden sie dagegen in nichts, in kleine Puppenspiele! Demohngeachtet sind sie in ihrer verhältniſsmäſsigen Höhe nach dem verjüngten Maaſsstab gezeichnet, und die Peterskirche ist zu 450, die Pyramide zu 600, und der Straſsburger Münster zu 575 Fuſs angenommen.

Der Vesuv und der Somma sind die ersten Berge, welche sich über diese berühmten Gebäude erheben, und zwar gerade in der Gestalt, wie sie sich jetzt dem Auge darbieten, nachdem sie dieselbe mindestens mit jedem Jahrhundert durch die groſsen Eruptionen merklich geändert haben. Der Vesuv brennt jetzt nicht; nur zu Zeiten steigen kleine Rauchsäulen daraus hervor, wie sie in der Zeichnung abgebildet sind. Aber meistens erblickt man auch diese nicht, und entdeckt nur die Höhlung des Kraters, die, weil der jenseitige Rand derselben höher ist, sehr deutlich von Neapel aus entdeckt wird.

Obwohl der Vesuv höher als der Brocken, und die meisten Berge in Deutschland ist, so gehört er dennoch nur zu den gewöhnlichen und mittlern Bergen auf der Erde; aber wie verliehren sich die höchsten Gebäude der Menschen dagegen! Er ist mit ihnen auf der Fläche des Meers angenommen, so wie auch die übrigen bezeichneten Berge, und ihr senkrechtes Hervorragen über dieselbe ist nach dem beygefügten verjüngten Maaſsstabe genau angegeben.

So wie die höchsten menschlichen Werke von dem Vesuv gedemüthigt werden, so, und noch weit mehr demüthigen ihn die Berge, die über ihm hervorragen. Der erste von ihnen ist der Montevelino, der höchste von den Apenninen. Er liegt bey Rini, 46 Meilen weit nordöstlich von Rom aus, und enthält, genau gemessen, 8397 Fuſs.

Der nächste, der sich über ihn erhebt, ist der Canigou, die höchste Spitze der Pyrenäen, die 9300 Fuſs über der Oberfläche des Meers liegt.

Auf ihn folgt der weltberühmte Aetna, dieser feuerspeiende Riese von Sicilien, an welchem alle Jahrszeiten und Climata der Erde zugleich vereint sind, und auf dessen Gipfel die beyden feindlichsten Elemente in ewigem Kampfe mit einander liegen. Der Vesuv scheint nur ein unmündiges Kind von ihm zu seyn, und liegt ganz in seiner *Zona torrida.* Er ist in dem Zeitpunkt abgebildet, worin etwas Lawa von seinem Gipfel herabfliefst. Seine genaue Höhe beträgt 10954 Fuſs.

Weit über ihn steigt der steilste Felsen auf der Erde hervor, der Pico auf Teneriffa, den die Geographen zu einer natürlichen Grenzsäule des ersten Meridians bestimmt haben. Er ist gleichsam ein Pfahl, den die Natur in die Erde einschlug.

Höher noch, als er, ist die höchste Spitze der Alpen, der Montblanc in Savoyen, dieser Coloſs der alten Welt. Nur Saussüre vermogte seine Höhe zu ersteigen, die mit Schnee und Eis so alt, wie die Erde, bedeckt ist.

Aber ungeheuer über alle Gebirge der Erde erhebt sich der Chimborasso in Amerika. Dieser gröſste Welttheil, der die gröſsten Flüsse, den gröſsten Wasserfall, und die gröſsten Menschen hat, besitzt auch die höchsten Gebirge, die Cordilleras, und vor allen erhebt der Chimborasso sein Haupt. Kein Sterblicher ist zu seinem Gipfel hinaufgedrungen, der sich 21000 Fuſs hoch in die Lüfte erhebt, und unter dem Aequator Meilenweit vom Gipfel herunter mit unvergänglichem Schnee bedeckt ist. Er ist weit über fünfmal so hoch, als der Vesuv, dessen Gipfel auch im Winter von Schnee schimmert. Welche Eismeere mögen auf seinem Gipfel seit Jahrtausenden ruhen! Ein neuer Pol liegt hier unter dem Aequator.

Er hat seinen Namen wahrscheinlich von *Cima* und *rosso*, die rothe Höhe, von dem Anblick, den er am Abend und Morgen gewährt. Wenn nehmlich auf der übrigen Erde schon lange die Schatten der Nacht ruhen, ist sein Gipfel noch immer von den Strahlen der Sonne gefärbt,

und lange vorher, ehe sie in den Thälern und auf dem Meer aufgeht, wird er schon wieder von ihr beschienen. Dies bemerkten wahrscheinlich die ersten Entdecker, und gaben ihm den Namen von dieser Erscheinung. Er geniefst am Aequator einen so langen Tag, wie die Gebirge zwischen den Wendezirkeln, und dennoch verliehrt die Sonne ihre Kraft an ihm. Er ist fast noch einmal so hoch, als der Aetna, dessen Gipfel schon mit ewigem Schnee bedeckt ist.

Und nun schaue man zurück auf die Höhen, welche Menschen aufführten. Wo bleiben die weltberühmten Pyramiden, wo bleibt die ungeheure Peterskirche, wo der höchste Thurm auf der Erde? Sie gleichen den kleinen Früchten, die von der erhabenen, weitverbreiteten Eiche herabfielen, und unbemerkt da liegen.

Mons Pincius in Rom.

Rom ist auf Hügeln erbaut; man glaubt auf sieben, aber es sind mindestens siebenzehn. Die vielen Ruinen, die übereinander liegen, haben die groſsen Hügel vermindert und die kleinen erhoben. Unter diesen strebt der Berg Pincius, jetzt Trinita del Monte genannt, vorzüglich empor, und besitzt manches, das genannt zu werden verdient.

Einst wohnte der Senator Pincius auf diesem Berge, und davon trägt er seinen Namen; bey meinem Aufenthalt in Rom wohnten zwey andere Personen auf demselben, die für jetzt bekannter sind, als jener Senator: die Angelika Kaufmann, und der Lord Bristol.

Ich besuchte die erste, und fand in ihr bey weitem keine so alte Künstlerin, als ich geglaubt hatte; sie kann noch lange die Cabinette mit ihren schönen Werken zieren. Warum ich sie für so alt hielt? — Man glaubt oft etwas, wovon man keinen Grund hat; aber hier hatte ich einen. Einst, als Klopstock seinen Messias schrieb, übersandte er ihr ein Exemplar. Zur Dankbarkeit entwarf sie ein Gemählde von der Scene im zweiten Gesange, wo Samma, der Besessene, am Grabe seines Sohnes jammert, und schickte es dem Dichter. Dies wuſste ich, und eine Künstlerin, die schon in der Zeit, als der Messias entstand, berühmt war, muſste nach meiner Meinung sehr alt seyn. Aber sie ist frühzeitig berühmt geworden, und scheint jetzt zwischen funfzig und sechzig Jahren zu seyn. Sie erinnerte sich jenes Gemähldes sehr gut, und sagte mir, daſs es in England wäre in Kupfer gestochen worden; aber sie besaſs nichts mehr davon.

In Rom ist so viel anzuschauen, daſs man selbst für das Merkwürdige nur wenig Zeit behält. Es war gegen Abend, als ich zu der Künstlerin kam. Sie befand sich mit zwey Männern in einem Zimmer, die Dame spielten. Die Gemählde des Zimmers waren mit Vorhängen bedeckt. Ich bat, einige zu sehen, und einer von den Männern führte mich in ein anderes Zimmer. Indem ich hineintrat, schien es mir, als käme mir eine geistige Gestalt entgegen, die aber zu schön war, als daſs ich hätte davor erschrecken können. Im ersten Augenblick ward ich getäuscht, und wuſste nicht, was ich erblickte; aber bald bemerkte ich, was mir so erscheinungsmäſsig vorkam. Die Künstlerin hatte gegen der Thür über einen Spiegel angebracht, worin sich die Hauptfigur eines Gemähldes darstellte, das sie eben vollendet hatte. Dies Gemählde war gut gedacht, und reizend ausgeführt. In der Mitte desselben erblickte man die Religion in weiſsem Gewande und hellem Lichte, ringsum mit den christlichen Tugenden umgeben.

Rechts zu ihren Füſsen saſs die Hoffnung auf ihren Anker gelehnt, links die Wohlthätigkeit, indem sie zwey nackte Kinder in ihren Schooſs aufnahm. Stehend zur Linken sah man die niedergebeugte Reue, hinter sich den Frieden mit seinem Lorbeerkranz, und die Freude. Zur Rechten war der Glaube und die Demuth.

Die hellleuchtende Religion war es, die ich so geistig in dem Spiegel erblickte. Ein Engländer hatte das Gemählde bestellt, und es war nach seinem Vaterlande bestimmt. Wer blos Liebhaber, und nicht ganz Kenner ist, dem wird ein solches Gemählde weit besser gefallen, als eins von Raphael, oder von einem andern alten Meister, weil man hier den Schmelz der Farben in seinem ganzen Reiz erblickt.

Man behauptet, die Angelika Kaufmann könnte nur weibliche Figuren mahlen, und die männlichen trügen immer etwas von diesem Karakter an sich. Sollte dies gegründet seyn, so lieſse sich die Ursache errathen. Die Künstlerin konnte nicht den nackten männlichen Körper

zum Muster nehmen, wie die Künstler sehr häufig thun; die Umrisse desselben enthüllten sich ihr nur in bewegungslosen Bildsäulen.

Ich sah noch einige Gemählde von ihr: den Achilles, wie er vom Ulysses in seiner weiblichen Kleidung erkannt wird, einige Portraits u. s. w. In dem Vorzimmer waren Bildsäulen, und unter diesen der vaticanische Apoll, den man häufig in Rom nach sehr guten Abdrücken und in seiner ganzen Gröſse findet.

Die Künstlerin hat etwas Bescheidenes und Besinnungsvolles in ihrem Umgange, weshalb man ihn näher wünscht. Ich hoffe, ihn bey einer andern Anwesenheit in Rom zu genieſsen.

An den Lord Bristol hatte ich Empfehlungsschreiben. Dieser Mann hat Ruf in Deutschland und Italien als eine Art von Mäcen, und er beschäftigt wirklich viele Künstler, hat sie mindestens ehedem beschäftigt. Jetzt sollen seine ökonomischen Umstände sehr verschlimmert seyn, und Alter, Unglücksfälle, erlittenes Gefängniſs von den Franzosen, Wein, Liebe u. s. w.

scheinen auch seinen Karakter sehr verändert zu haben. Die heftigste Streitsucht, sehr starke Ausdrücke, vermischt mit manchem treffenden Gedanken, mit Verstand, aber besonders mit vielen Paradoxen, bezeichnen seinen Umgang. Hier sind einige von seinen Aussprüchen.

In Rom, sagte er, herrscht eben so viel Aberglauben in der Kunst, als in der Religion. Raphael ist ein äuſserst elender Mahler, der vom Colorit gar nichts, und blos nur zu zeichnen versteht. Sehen Sie, das ist gemahlt, rief er, indem er auf ein Gemählde in seinem Zimmer wies. Es war ein *ecce homo*, ich glaube nach Correggio, von einem neuern Künstler, und eine recht gute Copie; aber Raphael — man muſs seinen Schatten gleichsam wieder versöhnen, wenn so etwas von ihm gesagt ist.

Indessen gehört eine gewisse Kühnheit und ein gewisser Geist dazu, um von der herrschenden Meinung in diesem Grade abzuweichen, und dergleichen Sachen zu erfinden, wenn sie auch noch so übertrieben sind.

Nach Bristols Meinung kann man übrigens die Deutschen in Weintrinker und Biertrinker eintheilen; jene sind Schelme, und diese dumm. Die deutschen Mädchen aber sind ohne Ausnahme etwas, das ich unmöglich auch nur mit dem ersten Buchstaben hinschreiben kann.

In Gegenwart von zweyen Deutschen so etwas zu sagen, dazu gehört unstreitig noch mehr Kühnheit, als Raphael anzutasten; aber das Ende der Mahlzeit, ein von Alter und Wein umwölktes Gehirn, die Art, womit er über andere Personen urtheilt, bieten wenigstens etwas Entschuldigung für dergleichen Dinge dar.

Er ist weit über siebenzig Jahr, reitet aber alle Tage aus, und das zweite Geschlecht ist ihm noch auf keine Weise gleichgültig geworden. In Absicht der Kunst hat er den Ruf einer geringen Kenntniſs; aber gewiſs ist es, daſs er nicht unerfahren darin ist. Eine so lange Beschäftigung muſs nothwendig zu etwas führen.

Ich fand in seinem Zimmer zwey groſse Gemählde von Rubens, mehrere Gemählde von

neuern Mahlern, und besonders ein neues marmornes Basrelief, das zwar etwas geleckt, aber im Ganzen schön war. Es stellte den Castor und Pollux mit einem Genius in der Mitte vor.

In seiner Wohnung hat man eine Aussicht über einen grofsen Theil von Rom, und eine gesunde Luft, die überhaupt dem Berge Pincius eigen ist.

Ich hätte alles obige nicht über Bristol geschrieben, wenn ich nicht gern alles Merkwürdige, was mir in Italien vorkömmt, in seinem wahren Lichte darstellen wollte, wenn ich nicht wüfste, dafs er über dergleichen Dinge hinweg ist, und auch schwerlich je etwas davon erfahren wird. Er mag es nicht wissen, dafs die deutschen Zeitungen so oft von ihm reden.

Es wohnen noch zwey Deutsche auf dem Berge Pincius, der preufsische Agent Üden, der ein unterrichteter und angenehmer Mann ist, und ein geschickter Landschaftsmahler, Namens Reinhard aus Schwaben. Dieser letzte correspondirt mit Schiller, und von ihm hörte ich, dafs dieser

berühmte

berühmte Schriftsteller auch um seiner Gesundheit willen vielleicht eine Reise nach Italien machen wird *).

Man steigt vom spanischen Platz auf 135 Stufen zu dem Berge Pincius hinauf, und hieraus schon kann man seine ansehnliche Höhe schliefsen. Oben hinter der breiten Treppe ist ein grofser ebener Platz, von dem man eine herrliche Aussicht über Rom hat. Ich bin hier oft in den Novembertagen, von denen viele den schönsten Frühlingstagen glichen, mit innigem Wohlbehagen umhergegangen, und habe die Hauptstadt der Welt mit ihren emporstrebenden Kuppeln und Pallästen mit wenigen Blicken

---

*) Ich kann hier nicht unterlassen zu erwähnen, dafs ich bis jetzt mit den Folgen meiner Reise zufrieden seyn darf. Fast von dem Augenblick an, wo ich Italien betrat, habe ich mich besser befunden, und wünsche nichts, als die Fortdauer davon. Selbst das dauernde Regenwetter in Neapel schadet mir bis jetzt nichts, und ich kann also mit einiger Zuversicht unsre vaterländischen Dichter zu dieser Reise ermuntern.

überschauen können. Es ist wirklich so viel Erhabenes und Großes, was man von hier entdeckt, daß man ganze Werke darüber schreiben könnte.

Dicht neben sich sieht man einen schönen ägyptischen Obelisk, der sich vor der Kirche Trinita del Monte erhebt, und ringsum mit Hieroglyphen bedeckt ist. Er ist von röthlichem Granit, und ohne das Piedestal 44 Fuſs hoch. Ehmals stand er in den Gärten des Salustius.

Zur Rechten erblickt man die Villa Medicis mit ihren Gärten, und links beschränkt der weite päbstliche Pallast auf Monte Cavallo den Blick. In diesem wohnt der jetzige Pabst Pius VII., nicht im Vatican, wie der vorige.

Vor sich sieht man Rom, hört man Rom. Ein dumpfes Geräusch wird vom Winde daher getragen, und darunter erschallt das Summen der Glocken, und das Geschrei der Verkaufenden. Im Hintergrunde liegen unzählige Landhäuser auf Bergen, im Vordergrunde die Stadt mit den prächtigen Kuppeln; unter ihnen ist die Kuppel der Peterskirche am entferntesten. Aber sie un-

terscheidet sich dennoch von allen andern. So steht eine erhabene Mutter unter ihren Töchtern, die ihr Nachbild sind, so Niobe unter der holden Schaar ihrer Kinder.

Aber nur wenig Worte kann ich hier von dem sagen, was man erblickt, es nur nennen. Man sieht die Porta del Popolo mit ihrem Obelisk, die Colonna Antonina, die Engelsburg, den Vatican, das Pantheon, man sieht die Hauptstadt der Welt, mit ihren tausend Strafsen, unter seinen Füfsen. Jedes Einzelne darin ist so merkwürdig, dafs man stumm wird, wenn man von dem Ganzen reden will.

So schön die Erde hier ist, so schön ist auch der Himmel, und die holde Luft, die mich hier anwehte, ergötzte mich nicht minder, als die Aussicht. Wer in Rom war, wird sich mit Freuden an diesen reizenden Berg erinnern. Auch ich hatte Gelegenheit gefunden, darauf zu wohnen, und sah die Peterskirche aus meinem Fenster. Aber wegen ihrer Entfernung konnte ich ihre Gröfse nur schliefsen. Sie lag minde-

stens eine italienische Meile von mir, die St. Carlskirche aber nur den vierten Theil so weit; dennoch erschienen beide Kuppeln in gleicher Gröſse.

Die höchste Spitze des Berges Pincius macht die Kirche Trinita del Monte. Sie hat bei der Anwesenheit der Franzosen mit ihren trefflichen Gemählden viel gelitten, und die Gräuel der Verwüstung, die Italien erfuhr, stiegen auch bis hieher. Aber ich schweige davon. Noch ist es zu früh, zu reden. Die Nachwelt wird reden, wird richten.

Rom hat unendlich viel verlohren, aber unendlich viel behalten. Auch der Berg Pincius konnte nicht versetzt werden, und er allein ist ein so reizender Ort, daſs man halb Europa durchreisen kann, ohne etwas ähnliches zu finden.

Gerechtigkeitspflege in Neapel.

Es war den ersten December 1801, als ich des Morgens in Neapel meine Wohnung verliefs, um einen deutschen Mahler, der am Kai bey Pausilippo wohnte, aufzusuchen. Indem ich in der Strafse St. Giuseppe zum Largo di Castello hinunterging, sah ich unweit der Fontaine einen kleinen Galgen aufgerichtet, an den eine Leiter gelehnt war, und den man ringsumher mit einer niedrigen Wand von Brettern umgeben hatte. In dem Verschlage safsen einige Menschen mit Gewehren, und eine Menge Volks hatte sich in der Nähe versammelt.

Es war leicht einzusehen, dafs hier irgend eine Gerechtigkeitspflege vor sich ging, aber ich

konnte nicht errathen, welche, und fragen wollte ich nicht, denn seitdem mich die Neugierde der Italiener während meiner Reise so unerhört geplagt hatte, war ich diesem Laster höchst gram geworden. Ich ging weiter.

Am Kai bey der Villa am Meer sah ich einen Menschen, der eine kleine Büchse in der Hand trug, und dabey unaufhörlich rief: *due o tre cavalli per le anime!* Bald darauf begegnete mir ein Wesen, das eine weiſse Kappe über den Kopf hatte, die bis zum Gürtel hinabging, und in welcher blos zwey Löcher waren, aus denen die Augen hervorblickten. Die Figur sah fürchterlich aus, und ich konnte nicht erkennen, ob sie männlich oder weiblich war.

Ich fand den deutschen Mahler, hatte aber viele andre Dinge mit ihm zu reden, und vergaſs, was ich gesehen hatte. Gegen 1 Uhr kehrte ich nach meiner Wohnung zurück. Ich fand den Galgen noch, und die Anzahl der Menschen umher hatte sich sehr vermehrt; ich sah viele Tausende. Ueberdies standen längs der Straſse

hinauf mehrere hundert Soldaten unter dem Gewehr, und eine Menge Reuter schloss einen Kreis um den Verschlag. Jetzt fragte ich jemanden, was hier vorgehen würde; aber ich konnte seine Antwort nicht verstehen, denn er redete die Sprache der Lazzari, und blos das Wort *forchetta* fiel mir darin auf.

Ich verweilte einige Zeit, aber da die Wartenden hier schon seit 9 Uhr versammelt waren, so hatte ich nicht Lust, ihrem Beispiel zu folgen. Ich ging zum Mittagsessen.

Nach Tische lockte mich jedoch die Neugierde noch einmal zu dem Versammlungsplatz, und jetzt sah ich, daſs nothwendig hier etwas wichtiges vorgehen müsse. Alles war mit Menschen bedeckt: die Straſse, die Erkner, die Fenster, die Dächer, die Thürme des Castel nuovo, kurz, jede Erhöhung in der Nähe und Ferne. Ich glaube, daſs die Anzahl der Zuschauer sich mindestens auf 50000 belief. In diesem Gewühl wurden Melonen, süſse Pommeranzen, (Apfelsinen) Granatäpfel, Pfannenkuchen, Rosoli, Nüsse,

Kastanien, *pane forte*, und viele andere Dinge, die keinen deutschen Namen haben, feil geboten. Auch sammelten einige Personen wieder Almosen für die Seelen.

Es ist ein seltsamer und merkwürdiger Anblick, so viel tausend Menschen auf der Erde und in der Luft zu sehen; es ist ein Gemählde, das nur der Schöpfer entwerfen kann. Raphael, Michel Angelo, Corregio können Tausende von Figuren in ihren Gemählden anbringen; aber die Scene bleibt unverändert, die Gestalten sind unbeweglich, und die Gesichter bleiben dieselben, behalten denselben Ausdruck. Hier veränderte sich dies in jedem Augenblick, und eine ewige Folge von menschlichen Bildungen mit zum Theil sehr ausdrucksvollen Physiognomien ging vor dem Blick vorüber.

Besonders auffallend war die Scene auf einem weiten runden Thurm des Castel nuovo, dessen Brustwiehr ganz mit Menschen besetzt war, und auf einer breiten Treppe, die ebenfalls gedrängt voll von Zuschauern stand, und über

der sich also auch eine Treppe von unzähligen Köpfen bildete. Eine dunkle Vorstellung, wie vom jüngsten Gericht erwachte in mir, und es sollte auch wirklich eine Art von jüngster Tag für zwey Personen statt finden.

Ich wuſste noch immer nicht, was vorgehen sollte, als sich mir ein Bedienter des Marchese Tuffo, an dessen Haus ich empfohlen war, näherte. Von diesem erfuhr ich, daſs zwey Menschen würden aufgehangen werden. Ich hätte dies gleich anfangs errathen, wäre die Scene nicht in der Stadt gewesen; aber wer vermuthet eine so ernste Gerechtigkeitspflege mitten in einer so bevölkerten Stadt?

Endlich um 3 Uhr Nachmittags näherte sich die Procession mit den armen Sündern. Zuerst erschien eine rothe Fahne, die von einem Menschen zu Pferde getragen wurde; ich glaubte, es würde irgend ein angesehener Mann sie führen, aber nein, ein schlechtgekleideter Mensch mit einer weiſsen Mütze trug sie, und man sagte mir, es sey der Unterscharfrichter. Eine Taube mit

einer Wagschale im Schnabel war daran abgebildet, und man nannte sie *Giustizia del Re.*

Hinter der Fahne kam ein Trupp Reuter, dann das Crucifix in einer schwarzen Nische oben an einer Stange, und dann folgte etwas, das sehr fürchterlich aussah: eine Menge solcher Wesen mit weiſsen Kappen, aus denen blos die Augen hervorschimmerten, wie ich schon eins am Morgen gesehen hatte. Sie waren bis auf die Füſse weiſs gekleidet, und man sagte mir, es wären lauter vornehme Herren vom geistlichen Stande. Niemand konnte sie in dieser Verkleidung erkennen; aber sie hatten ein schreckhaftes Ansehen. Sie trugen Bücher in der Hand, und zwey von ihnen führten den Missethäter, unter beständigem Zurufen, in der Mitte. Er war gleichsam hier schon mit Gespenstern umgeben.

Ihm selber waren die Augen verbunden, und er ging sehr langsam. Eine braune Jacke mit bunten Flecken, mit sehr schlechten Unterkleidern dazu, bezeichneten ihn mehr wie einen herumziehenden Lazzaroni, als wie einen zum

Tode Bestimmten. Unterdeſs man ihn zu den Richtplatz führte, brachte man den andern Missethäter in einen kleinen Verschlag, der ringsum mit alten Gewändern behangen war, wahrscheinlich, damit er von der Scene um ihn her nichts wahrnehmen sollte.

Als der erste die Leiter hinaufstieg, hörte ich die Worte neben mir ausrufen: *la scala al Paradiso.* Aber er muſste auf dieser Himmelsleiter etwas lange stehen, selbst, als ihm der Nachrichter, der vor ihm hinaufgestiegen war, schon den Strick um den Hals gelegt hatte. Er befestigte diesen ganz gemächlich an einen Haken, und schürzte drey oder vier Knoten. Es war auch für die Zuschauer ein fürchterlicher Augenblick, unterdeſs der Missethäter auf der Leiter stand, und den Tod erwartete. Endlich stieſs man ihn von der Leiter herunter, und der Nachrichter trat ihm auf den Kopf, um die Schwere zu vermehren, und das Ersticken zu beschleunigen. Nach einer Weile lieſs er sich am Körper des Hingerichteten zur Erde herunter.

Ich war der Ohnmacht nahe, als dies alles vorging, und würde mich um vieles nicht entschliefsen, noch einmal Zeuge von solchen Auftritten zu seyn. Es hat etwas so fürchterliches, ein Wesen seines eignen Geschlechts im Angesicht vieler Tausende vom Leben zum Tode gebracht zu sehen, dafs es einen tiefen schauderhaften Eindruck hinterläfst.

Der zweite Missethäter wurde auf dieselbe Art hingerichtet. Er hatte ein Crucifix in der Hand, als er die Leiter hinaufstieg, und redete noch einige Worte. Es war ein ganz junger Mensch von zwanzig Jahren, auch schmutzig und zerrissen gekleidet.

Sobald er todt neben seinem Genossen hing, hub das Meer von Menschen, das bis jetzt ruhig gewesen war, an zu brausen, und wogte unordentlich empor, die [illegible]cher und Bastionen wurden leer, und die Fl[illegible]en strömten allmählig in die Nebenstrafsen hinein.

Indem ich bey dem Richtplatz vorbeyging, bemerkte ich, dafs der eine Aufgehangene ganz

braun im Gesicht war, der andere aber Leichenblaſs aussah. Ich wunderte mich über diese Verschiedenheit, entdeckte aber, daſs der zuerst Hingerichtete einen Schnitt in den Hals bekommen hatte, aus welchem das Blut geströmt war. Ihm sollte nehmlich der Kopf und eine Hand abgehauen, und an der Landstraſse in einem eisernen Bande zur Warnung aufgehangen werden; denn es war der gröſste von den Verbrechern.

Fragt man, was sie gethan hatten? — Etwas sehr Böses. Hier ist die Geschichte. Ein Bedienter sieht, daſs sein Herr Geld bekömmt, und der Glanz desselben erweckt' in ihm den Wunsch, es zu besitzen. Er äuſsert dies gegen einen Soldaten, mit dem er Wein trinkt, und dieser sagt: wir wollen ihn todt machen, und es nehmen. Dies scheint dem Bedienten doch zu bedenklich, und er willigt nicht ein.

Aber der böse Same war ausgestreut. Am andern Tage kömmt der Bediente zu seinem Cameraden, und sagt: er habe die Sache näher

überlegt, und er wäre übereinstimmend mit ihm. Sie reden das Verbrechen ab.

In der Nacht also schlichen sich die beiden Bösewichter in das Zimmer des unglücklichen Herrn, der im ersten Schlaf lag, warfen ihm einen Strick um den Hals, und erwürgten ihn. Aber ihre That war gleich von bösen Umständen begleitet, und ihre Beute entwischte ihnen in demselben Augenblick, in welchem sie sich ihrer bemächtigen wollten. Der Herr hatte das Geld den Tag vorher ausgegeben, und die Frucht ihres Mordes war verlohren. Sie konnten nichts nehmen, als silberne Schnallen, silberne Löffel und andere Kleinigkeiten.

Die That war vollbracht, und ihre Folgen hoben nun das schreckliche Haupt empor. Von Angst und Gewissensbissen gepeinigt, ging der Bediente hin, und gab an, sein Herr sey plötzlich gestorben, er wisse nicht woran. Man nahm ihn sogleich gefangen, und in kurzer Zeit war alles ans Licht gebracht.

Warlich, es gehört nicht allein ein gewisser

Grad von Bosheit, sondern auch ein eben so hoher Grad von Dummheit dazu, um eine solche That zu begehen. Die Menschen wollen ihr Glück suchen, indem sie einen Mord üben, und wissen nicht, daſs sie das ganze Glück ihres Lebens in demselben Augenblick hingeben, in welchem sie es befördern wollen. Alle Schätze der Erde können ihnen nicht so viel Genuſs geben, als ihnen das gebrandmarkte Gewissen Pein verursacht.

Als ich am Abend des Hinrichtungstages über den Richtplatz ging, war alles hinweg, Galgen und Missethäter, und ihres Gedenkens nicht mehr. Aber von mehrern Seiten hörte ich den Ausspruch, man sollte vier Wochen hintereinander alle Tage wenigstens zwanzig Menschen aufhängen, um die Anzahl der vorhandenen Bösewichter zu vermindern. Ich bin viel zu kurze Zeit in Neapel, um über die Wahrheit dieses Ausspruches urtheilen zu können. Alles scheint noch voll Schrecken zu seyn von dem, was zur Zeit der Revolution vorfiel, und es sind wirklich

von dem Pöbel Greuel verübt worden, vor denen jedem Fühlenden das Herz erbebt.

Es wird sich mir die Gelegenheit darbieten, von dieser merkwürdigen Begebenheit, von der noch so wenig in Deutschland bekannt ist, zu einer andern Zeit mehr zu reden, und ich werde die Spur der Wahrheit, die so schwer zu finden ist, mit unermüdetem Eifer aufsuchen. Es gehört viel Forschen, viel Lesen, viel Beobachtung und Untersuchung dazu, um hierin mit Zuversicht zu reden. Jetzt nur kann ich das erzählen, was ich selber sehe, selber höre, und dazu gehört die obige Gerechtigkeitspflege, die mindestens von den Gebräuchen der Neapolitaner bey einer so ernsten Handlung einen Begriff giebt.

Apologie des Vesuvs,

bey einer Eruption, von ihm selber.

Ein Gedicht.

Das grosse Brüderpaar, der Somma und Vesuv,
Erhoben ein Gespräch zusammen.
Was, rief der Somma aus, was sollen deine Flammen,
Was deines Innern Donnerruf?
Schon seit Jahrtausenden bist du der Menschen Schrecken;
Mit Beben sehen sie den grausenvollen Dampf,
Die Flammen, die gen Himmel lecken,
Der Elemente Riesenkampf.
Von deinem Glutstrom ist Stabia schon begraben,
Pompeji liegt zerstört, zerstöret Herculan;
Willst du noch mehr der Opfer haben?
Was hat dir Wüterich dies schöne Land gethan?
Ich muss den Blick von der Verwüstung wenden;
Die schönen Fluren sind verheert,
Und Torre noch einmal von wilder Glut verzehrt.

Lafs endlich ab, Zerstörung zu versenden,
Und schaue, wütender Tyrann,
Mich deinen Zwillingsbruder an.

Mein Haupt erhebt sich ruhig in die Lüfte,
Es gehen keine Todtengrüfte
Durch mich an unserm Fufs hervor.
Ich bin von Saaten rings umflossen,
Und weit umher an meinem Anhang sprossen
Die schlanken Reben hoch empor.
Von tausend Sterblichen umgeben
Sah ich noch keinen vor mir beben:
Denn ich erschaffe Gutes nur.
O suche mich, du Wütrich, nachzuahmen,
Und tilg' in dir der grausen Flamme Samen,
Das lange Schrecken der Natur.

Noch sprach der weise Somma so,
Als plötzlich, wie in wilden Schlachten,
Die Tiefen des Vesuvs von tausend Donnern krachten,
Und vor des Abgrunds Dampf der Sonne Glanz entfloh.
Ein Meer von Asche stieg mit gräfslichem Getümmel
Aus seinem Krater auf gen Himmel,
Und lagerte, wie ein unendlich Heer,
Sich auf Gebirg' und Thal und Meer.
Dann that sich auf an seinem Hange
Ein ungeheures Höllenthor;
Die Menschen bebten laut, es ward den Thieren bange,

Und schüchtern floh der Vögel Chor.
O Grausen! — Aus dem weiten Rachen
Ergoſs lautbrüllend sich ein Strom von Höllenglut,
Und zu den Wolken stieg wie Blut
Der Flammendampf mit nie gehörtem Krachen.

Die Erde bebte rings umher;
Die Finsterniſs ward hell von seinem grausen Strahle,
Wohin er floſs, da füllten sich die Thale
Und wurden schnell ein Feuermeer.
Die Hügel bückten sich zur Erde,
Die Fluren schwollen hoch empor,
Laut rief er der Zerstörung: Werde!
Und die Zerstörung ging hervor.

So stürzet er mit schrecklichem Gefieder
Sich an des Berges Abhang nieder,
Und nahet sich dem Ocean.
Der Menschen Wohnungen vergehn vor seinen Flammen,
Die Wälder sinken schnell, wie dürre Spreu zusammen,
Und Greuel zeichnen seine Bahn.

Izt ist er an dem weiten Meere,
Das schäumend ihm entgegen brüllt.
So nahn sich zwey allmächt'ge Heere
Mit Rachsucht und mit Wut erfüllt.
Der Kampf beginnt; aus tausend Feuerschlünden
Hört man die Schlacht, hört man den Tod verkünden.

Der Glutstrom wälzt sich fort, und schiefset in
die Wogen,
Die Wogen schäumen himmelauf;
Die Fluten wölben sich zu tausend schwarzen Bogen,
Und überflügeln schnell des Feindes stolzen Lauf.
Er wütet fort, die Elemente mischen
Mit wildem Toben sich, das laut gen Himmel brüllt.
Wenn alle Höllendrachen zischen,
Wird so die Unterwelt mit Stimmen angefüllt.

Das Wasser fühlt die Glut. Ringsum in weiten
Räumen
Beginnt es, sich emporzubäumen,
Und stürzet wieder auf den Feind.
Umsonst! die Wasser müssen fliehen,
In seinen Tiefen mufs das wilde Meer erglühen,
Die ew'ge Zwietracht wird vereint.
Die Menschen sehn von weit entlegnen Fluren
Die Schlacht der feindlichen Naturen,
Des Meeres Wut, der Lohe schwarzen Dampf,
Und unter ihnen liegt die Erd' in bangem Krampf.

Der Glutstrom siegt, das Meer mufs sich verengen,
Die heifsen Schwefelströme drängen
In seine Tiefen sich hinab,
Und seinen Söhnen wird das Meer ein weites Grab.

So lagert eine Myriade
Von Kriegern mordend sich in eines Feindes Land.
Was Meer ist, wird zum glühenden Gestade,
Und weit zurück die stolze Flut verbannt.

Nun war des Berges Wut verglommen,
Er hob das Haupt empor, und sprach im Donnerton:
Ich habe, Thor, dein Schmähn vernommen,
Und du vernahmst auch halb die Antwort schon.
Vernimm sie ganz: als du mit Beben
Ein Aschenmeer gen Himmel sich erheben
Und weit umher den Tag verlöschen sahst;
Da rief ich laut der künft'gen Schöpfung: Werde!
Dies Aschenmeer, das in den Lüften rast,
Befruchtet weit umher die Erde,
Und schaffet da, wo es Vernichtung droht.
Mein innrer Sturm macht köstlicher die Reben,
Mein Wüten läſst die Saat sich segensreicher heben,
Ich bringe Heil durch Schrecken und durch Tod.
Der Glutstrom, der voll Wut aus meiner Seite dringet,
Baut Menschen Häuser auf, und ebnet ihren Pfad,
Der heiſse Felsenkloſs, der sich gen Himmel schwinget,
Zeigt meines Schöpfers Allmachtsthat.
Und hab' ich einst der Städte viel begraben,
Muſs jetzt ihr Auferstehn den Geist der Menschen laben.
Jahrhunderte von Heil giebt Eine Schreckensnacht,
Du selbst, Verwegner, bist durch mich hervorgebracht,
Dein Haupt erhob sich durch mein Toben,

Um deinen Fuſs hab' ich den Traubenkranz gewoben;
Drum wolle nicht so kühn, was nicht dein Geist durch-
schaut!
So sprach der Berg, und seufzte dreimal laut.

Man sagt, es habe drauf der Somma sich beschieden,
Und itzo lebt das Brüderpaar in Frieden.

Wenn uns des Erdballs Uebel kränken,
Wenn uns das groſse Wehe schreckt,
Das rings umher die schöne Welt bedeckt;
Dann laſst an den Vesuv uns denken.

Ein
Spaziergang nach Pausilippo.

Heute Morgen kam ein deutscher Landschaftsmahler, mit dem ich in Neapel Bekanntschaft gemacht hatte, zu mir, um einen Spaziergang mit mir nach Pausilippo zu machen. Ich hatte diesen schönen und hochberühmten Bergrücken, der dicht an dem schaumenden Meer emporsteigt, schon oft von weitem bewundert, und es war mir sehr willkommen, ihn auch in der Nähe zu sehen.

Wir hätten am Ufer des Meers hinauf gehen können, aber mein Begleiter führte mich durch mehrere enge Nebenstraſsen. Ich fragte ihn endlich, warum wir nicht am Kai gingen,

wo es angenehmer wäre? Wir haben hier mehr Schatten, antwortete er. Aus diesen wenigen Worten kann man schlieſsen, welch ein Clima in Neapel ist, denn wir hatten heute den 10ten December. Wer es nicht empfindet, der vermag es kaum sich vorzustellen, daſs eine so milde Himmelsluft in dieser Jahrszeit herrschen kann. Ich besinne mich den letzten Frühling und Sommer hindurch in Deutschland fast auf keinen einzigen Tag, der eine so gemäſsigte Wärme und einen so lieblichen Sonnenschein gehabt hätte, als nun schon mehrere Tage im December gewesen sind, und wie auch heute einer war.

Das reaumürsche Thermometer stand auf funfzehn bis sechzehn Grad, und man befand sich auch in der Sonne, besonders wenn man stillstand, in einer so temperirten Atmosphäre, daſs man nicht die kleinste Unbequemlichkeit, weder von Hitze noch von kalter Luft, fühlte. Auch sah man Jung und Alt von der untern Classe barfuſs, oder wenigstens in bloſsen Armen.

Ehe ich nach Neapel kam, hatte ich einen falschen Begriff von Pausilippo; ich glaubte nehmlich, daſs dieser Berg in einiger Entfernung von der Stadt läge. Aber gerade da, wo die Stadt aufhört, fängt er an; wo die künstlichen Erhöhungen sich verlieren, da erhebt die Natur ihr Gebäude, und es ragt weit über die geringern Werke der Menschen hervor.

Es ist schwer, über einen so reichhaltigen Gegenstand bestimmt und anschaulich zu reden. Ich glaube, daſs in der obigen Beschreibung noch etwas irriges ist. Neapel hört am Pausilippo nicht auf, es verliert sich hier nur in Landhäusern, die dicht am Fuſse des Bergrückens und dicht am Meer liegen.

Kiaja ist eine ungeheuer lange Halbstraſse, die nur an einer Seite Häuser, und an der andern das Meer hat. Wenn man diese hinuntergeht, so sieht man Pausilippo als einen prächtigen Bergrücken, der sich links tief ins Meer erstreckt, und mit der Straſse einen fast rechten Winkel macht, gerade vor sich.

Ich erinnere mich, gelesen zu haben, daſs einst ein Engländer eine Wette machte, er wollte am Mittage in der gröſsten Sommerhitze aus der Stadt die ganze Kiaja hinauf nach Pausilippo gehen, und wieder zurückkehren. Ich hatte damals keinen deutlichen Begriff von der Schwierigkeit dieses Unternehmens; jetzt weiſs ich näher, was damit gesagt ist. Die Häuser an der Kiaja liegen gerade gegen Mittag, und dicht hinter ihnen erhebt sich der hohe Vommero, auf welchem St. Elmo liegt. Die Sonne wirkt hier also zwiefach, unmittelbar, und durch Zurückprallen der Strahlen. Wenn man nun am 10ten December hier den Schatten sucht, welche Hitze mag im Julius statt finden!

Je mehr man sich Pausilippo nähert, um so reizender wird es; die einzelnen Theile treten deutlicher hervor, und die Landhäuser erhalten ein schöneres Ansehen. Endlich verwandelt sich die Kai wieder in eine ordentliche Straſse, und man geht zwischen zwey Reihen von Häusern; aber nicht lange, so dreht sich der Weg

links, und die Straſse hat ein Ende. Statt derselben sieht man dicht vor sich hohe Felsenwände, mit groſsen Höhlen, aus welchen man Steine zum Bauen gebrochen hat. An diese Felsen lehnt sich ein Denkmal, mit einer Tafel, welche bezeugt, daſs hier das Grabmal Virgils sey. Obwohl die Ansicht beschränkt ist, so ist sie doch sehr mahlerisch.

Bey dem Denkmal wendet man sich wieder rechts, und sieht dann ganz nahe die berühmte Grotte vor sich, die wie ein ungeheures Thor durch den Berg führt, und über deren Eingang das Grabmal Virgils ist.

Ich hatte in vielen Schriftstellern gefunden, daſs es mit Lorbeerbäumen bedeckt sey, und ich erblickte wirklich auf den Felsenabhängen über dem Eingang der Höhle viel grünes Gesträuch, das sehr mahlerisch an der Felsenwand herabhing; aber ich konnte nicht unterscheiden, ob es Lorbeergesträuch war. Bey einem andern Besuch dieses schönen Orts werde ich den Berg

selber besteigen, und dann genau erzählen, was ich fand.

Der Weg durch Pausilippo ist nicht etwa ein einsamer Pfad, der nur von Liebhabern besucht wird; es ist eine Landstraſse, die nach Puzuolo, nach Cuma und nach andern Orten jenseits des Berges führt. Als ich mich demselben näherte, sah ich im Eingange desselben einen Wagen, mit zwey weiſsen Ochsen bespannt, halten, und dies machte in dem dunkeln Grau der Höhle eine sehr angenehme Wirkung. Uebrigens reisten noch viele Menschen zu Wagen und zu Fuſs durch diese Grotte.

Sie ist sehr lang, aber weil sie völlig gerade fortläuft, so erblickt man, ehe man hineintritt, schon den Ausgang; so liegt ein heller Fleck am Himmel zwischen düstern Wolken. Das Gewölbe der Höhle besteht aus Felsen, und der Fuſsboden ist ebenfalls mit groſsen Quadersteinen gepflastert. Schon in einiger Entfernung spürt man die kühle Luft derselben, und selbst der Geruch wie von einem kalten Staube, kündigt sie an.

Da der Boden nie vom Regen, vielleicht auch nicht vom Thau benetzt werden kann, so muſs man hier auch bey der nassesten Witterung Staub finden.

Ich wagte mich heute nicht tief hinein, weil ich vom Gehen zu erhitzt war; aber ich freue mich auf den nächsten Besuch, wo ich in Wagen dies Gebirgsthor durchreisen werde. Die andere Seite desselben, in die ich nur, wie durch ein ungeheures Fernglas hingeschaut habe, spannt meine Neugierde hoch, und ich glaube, sie wird dieselbe nicht unbelohnt lassen.

Barbière in Italien.

In Deutschland haben die Barbiere nur das Recht, ihre Kunden an die Nase zu fassen; in Italien dürfen sie weiter gehen. Aufser jener allgemeinen Freiheit der Barbiere haben sie hier die Erlaubnifs, die Wangen zusammen zu kneipen, die Lippen auszuspannen, und den Kopf auf eine so unsanfte Art zu drehen und zu wenden, als wäre er gänzlich ihrer Willkühr überlassen worden. Da sie hier zugleich Friseurs sind, so glaube ich, sie dehnen ihre Herrschaft über das menschliche Haupt so weit aus, weil sie auf zweyerley Art Ansprüche darauf haben. Vielleicht aber hat dies unsanfte Verfahren auch einen politischen Grund; sie suchen nehmlich

den Kopf und das Haar durch vieles Betasten in einen Zustand gänzlicher Unordnung zu versezzen, so daſs sie, wenn sie das Barbiermesser angelegt haben, sogleich den Kamm ergreifen, und ihre Kunden auf zweyerley Art benutzen können.

Dies letzte ist mir, nach meiner Kenntniſs von dem Karakter der gemeinen Italiener, noch wahrscheinlicher, denn eine bloſse Herrschaft ohne weitern Vortheil würde sie nicht reizen.

Ich erfuhr das unsanfte Verfahren der Barbiere zuerst in Triest, sodann in Mestre bey Venedig, aber vorzüglich in Bologna, wo ich meine ganze Fassung zusammennehmen muſste, um mich nicht laut zürnend den Händen meines Verfolgers zu entreissen. Denn bey allen andern Gewaltthätigkeiten, die sie an dem Kopf, der ihnen in die Hände fällt, üben, haben sie auch noch stumpfe Messer.

Ich hatte viel von den Messern der Italiener gehört; aber weder die Taschenmesser, noch die Tischmesser sind so furchtbar; vor den Barbiermessern ist es eigentlich, daſs man sich zu

fürchten hat; nicht, weil sie so scharf, sondern, weil sie so stumpf sind.

Mir fiel beym Barbieren immer die Geschichte ein, die von einem französischen Dichter in dieser Art unter dem Titel: *Le chat rasé par misericorde*, erzählt wird.

In Frankreich nehmlich hatten die Ordensgeistlichen, bey andern wichtigern Vorzügen, einst auch den Vortheil, daſs sie unentgeldlich in den Baderstuben barbiert wurden. Damit sie aber doch diese Wohlthat nicht ganz umsonst genössen, so nahm man gewöhnlich die stumpfsten Messer zu dieser Operation. Ein Abbé nun, der eben unter einem solchen Messer duldete, hörte einen Kater ganz erbärmlich schreien; was mag dem Kater geschehen? fragte jemand. Ach, rief der Abbé seufzend, er wird umsonst barbiert werden.

Ich ward nicht umsonst barbiert, aber mir hätte etwas ähnliches einfallen können, wenn ich einen Kater hätte schreien hören. Kurz:

Paren-

Parentis olim quis impia manu
Senile guttur fregerit.

Wer Vater und Mutter erschlagen hat, wer mit frevelnder Hand heilige Gefäſse vom Altar raubte, der gehe nach Bologna, und lasse sich barbieren; da wird er für alles büſsen, was er beging.

Ich habe scherzend über diesen Gegenstand geschrieben, aber es ist viel Ernst damit verbunden. Ich rathe allen Reisenden, die nach Italien gehen wollen, vorher barbieren zu lernen. Sie werden es mir danken, daſs ich Ihnen diesen Rath gab. Ich selber habe diese Kunst, die ich einst auf der Universität verstand, in Italien wieder hervorgesucht, und so entgehe ich der Herrschaft der Barbiere, die hier so drückend und despotisch ist.

Bettlerwesen in Italien.

In Italien ist es sehr leicht, und zugleich sehr schwer, Almosen zu geben; leicht, weil sich uns überall Hände entgegenstrecken, die etwas begehren, schwer, weil das Almosen auf eine so zudringliche Art gefodert wird, weil, wenn man eine Hand befriedigt hat, zehn andere sich darbieten, die befriedigt seyn wollen, weil man auf eine so künstliche Art unser Mitleid rege zu machen sucht, und uns dadurch das Almosengeben gleichsam verleidet.

Vielleicht sind in keinem Lande so viel Bettler, als in Italien, und besonders in Rom. Hier fallen sie nicht allein beschwerlich, sie verbittern auch den Genuſs, den man in dieser

Stadt haben kann. Man betrachtet in der Peterskirche ein Gemählde, und will sich dem Eindruck desselben ganz überlassen, aber indem man sich umdreht, hält uns ein Bettler seine Hand entgegen; man steht auf einer Anhöhe, um Rom zu überschauen, aber ein Bettler muſs erst befriedigt werden, ehe man dies ruhig thun kann; man tritt auf seinen Balkon hinaus, um frische Luft zu schöpfen, sogleich steht eine arme Frau mit ihren Kindern da, und begehrt Almosen; man sitzt in einem Caffeehause, um etwas zu genieſsen, aber vor der Thür versammelt sich sogleich eine Menge Bettler, die uns gleichsam anfallen, wenn man fortgeht; man will etwas kaufen, sogleich steht ein Bettler neben uns, und begehrt noch eher Geld, als der Kaufmann. Kurz, wie man sagt, daſs der Bischof Hatto einst von Mäusen verfolgt ward, so wird man hier überall von Bettlern umringt, und dadurch gleichsam miſsmüthig und verdrossen gemacht, etwas zu geben. Welche treffliche Einrichtungen sind

gegen dies Uebel im preuſsischen Staat, und in manchen andern deutschen Ländern!

Caritá ist das Lieblingswort der italienischen Bettler, und man hört es immer unter ihren Phrasen hervorschallen; aber dies schöne Wort wird, so wie das Wort Freiheit, durch den Miſsbrauch gleichsam entstellt und entheiligt. Ich habe oft, besonders in Rom, wo das Vaterland des Müſsigganges ist, den Bettlern voll Verdruſs zugerufen: *niente di carita, molto di labora!*

Die Armuth zeigt sich in Italien unter jeder Gestalt: nackend, halbnackend, mit seidenen Lumpen behangen, und endlich auch sehr anständig in schwarze Seide gekleidet, so daſs man in kleinen Städten vor einer solchen Bettlerin höflich den Hut abziehen würde. Die Nackenden und Halbnackenden haben gewöhnlich etwas an ihrem Körper, einen Schaden, eine Wunde, eine Verstümmlung, vor der man erschrickt, und recht erschüttert wird. Das Abscheulichste, was an dem menschlichen Leibe statt finden kann, wird hier öffentlich zur Schau gestellt, und

ist ein kleines Kapital, um damit zu wuchern. Dies ist nicht nur für die Empfindung erschrecklich, es hat zugleich auf den moralischen Karakter den nachtheiligsten Einfluſs. Man gewöhnt sich zuletzt, bey dem höchsten menschlichen Elende ohne Rührung vorüberzugehen, und muſs sich daran gewöhnen; denn es ist nicht möglich, alle zu befriedigen. Ich habe oft und viel gegeben, aber ich müſste ein sehr reicher Mann seyn, wenn ich allen, die mich ansprechen, auch nur eine kleine Gabe reichen wollte. Ich muſs mein Gefühl stählen, ich muſs oft mit verwundetem Herzen bey dem Jammer meiner Nebenmenschen vorübergehen.

In Neapel ist das Betteln nicht so häufig, als in Rom, aber es scheint mir, als verstünde man hier noch auf eine künstlichere Art zu betteln, als dort. Die Armen suchen nicht durch Worte allein das Mitleid zu erregen; sondern auch durch Pantomime. Sie machen gleichsam ein Tableau, um an unser Herz zu dringen. Hier trägt ein Vater an der nackten harigten Brust

ein kleines nacktes Kind, und führt an der Hand ein halbnacktes; dort sitzt eine blinde Frau am Wege, mit gefaltenen Händen und gen Himmel gerichtetem Antlitz; neben ihr liegt ein Gebetbuch, und aus ihrem Munde dringen Seufzer mit Bitten vermischt, unaufhörlich hervor. Dort steht ein gebückter alter Mann; zu seiner Linken kniet ein weinendes Kind, und mit der Rechten hat er einen andern bittenden Knaben angefaſst; hier sitzt eine betende Mutter, und vor ihr eine Gruppe von beinahe unmündigen Kindern, die ihre kleinen Hände nach der Gabe ausstrecken. Dort liegt auf einer Brücke ein beinahe nackter Mensch, überall mit Schwären bedeckt, und bildet einen vollkommnen Lazarus nach; hier liegen zwey Kinder an der feuchten Erde, und wimmern unaufhörlich, so daſs man von Schauder recht durchdrungen wird.

Ich könnte viele Seiten voll schreiben, wenn ich alle Scenen mahlen wollte, die hier die Armuth täglich darbietet, denn dies sind nur einige Parthien aus dem groſsen Bettlergemählde, die

einzelnen Figuren darin sind unzählig; aber was in der Beschreibung ganz erträglich ist, und besonders in der Mahlerei eine sehr gute Wirkung macht, ist in der Wirklichkeit etwas sehr Verhaſstes und Unangenehmes. Man sieht hier keine idealischen Figuren, keinen edlen hinreiſsenden Ausdruck, sondern das menschliche Elend in seiner ganzen Blöſse schamlos aufgestellt.

Nichts hat einen widrigern Eindruck auf mich gemacht, als diese gesuchte Art unser Mitleiden zu erregen, und die gleichsam theatralischen Künste, die man dazu anwendet. Alle Theilnahme, die man bey dem Elende seiner Nebenmenschen empfindet, wird allmählig dadurch verwischt, alles Vergnügen, das durch Wohlthun verursacht wird, geht verlohren, und ein sehr reiner und schöner Genuſs wird uns entzogen. Es ist unglaublich, daſs die Policey den unbeschreiblichen Unfug dulden kann, den die Bettelei treibt, besonders da die reichsten Armenanstalten und Hospitäler vorhanden sind.

Das Almosen.

Es ist eine äuſserst angenehme Empfindung für mich, wenn irgend ein stilles Leiden meiner Nebenmenschen mein Herz rührt, und ich dann den süſsen Trieb zu helfen befriedigen kann. Die italienischen Bettler haben diese sanfte Rührung noch nicht in mir hervorzubringen vermogt, aber ein anderes Wesen hat dies gethan, das zwar nicht bettelte, aber durch sein ganzes Aeuſsere laut um Mitleid flehte.

Ich ging vor einigen Tagen durch Toledo. Unter den mancherlei Scenen, welche diese Hauptstraſse von Neapel darbietet, sah ich in einem Korbe eine groſse braune Hündin, an deren Brüsten sechs oder sieben Junge sogen.

Diese Hündin war das Bild des Elends, des Hungers und der höchsten Magerkeit. Mitten unter dem unendlichen Ueberfluſs, der in dieser Straſse herrscht, war dies Thier durch Mangel bis auf den Tod abgezehrt. Demohngeachtet erfüllte es die mütterlichen Pflichten mit groſser Sorgfalt, leckte die Jungen zärtlich, und bemühte sich, ihnen die ausgetrockneten Brüste so bequem als möglich darzureichen.

Neben dem Korbe stand ein in Lumpen gekleidetes Frauenzimmer, wahrscheinlich, um diese ganze Thierfamilie zum Verkauf auszubieten; denn in Neapel bietet man an öffentlichen Orten tausend Dinge feil, von denen man sich dies in andern Städten nicht einfallen läſst.

Als die hungrigen Jungen nichts mehr in den welken Brüsten fanden, stand das Jammerbild von Mutter auf, um etwas Nahrung in der Straſse zu suchen, stieſs aber vorher die Kleinen bequem auf einen Haufen zusammen.

Ich wurde durch diesen Anblick äuſserst gerührt, und wuſste dennoch nicht, auf welche

Art ich dem armen Thier beyspringen sollte. Geld konnte ich ihm nicht geben, und gab ich es dem Weibsbilde, so wuſste ich immer nicht, ob es Theil daran nehmen würde. Aber wenn man gerne helfen will, so weiſs man bald die Mittel dazu zu finden. Ich ging zu dem ersten besten Tisch, wo man Brod feil bot, kaufte eins, und lockte meine hungrige Hündin mit mir unter die Einfahrt in einen Pallast, wo ich sie nach Herzenslust fütterte. Noch seh ich die Begierde, womit das arme Thier fraſs; denn da das Brod hier sehr theuer ist, und selber die geringe Classe von Menschen nur wenig davon genieſsen kann, so mogte es lange nicht mit dieser Nahrung gesättigt seyn.

Ich erinnere mich kaum, daſs mir ein Almosen so viel Vergnügen gemacht hätte, als diese kleine Gabe. Wie gern würde ich sie wiederholen, wenn ich das arme Thier wiederfinden könnte! Ich habe schon einigemal vergebens danach gesucht.

Warum ich diese geringfügige Sache hier

erzähle? — Ich habe einen sehr wichtigen Grund dazu: um Mitleiden mit Thieren zu erwecken. Leider hat sich mir auf einer Reise durch so mancherlei Länder überall die Bemerkung aufgedrungen, daſs die armen vernunftlosen Geschöpfe auf unserer Erde, die keinen Vertheidiger haben, und der Willkühr der Menschen überlassen sind, nutzlosen und grausamen Miſshandlungen ausgesetzt werden. Jeder Fühlende, der es weiſs, wie die unglücklichen Thiere, die zur Arbeit oder zur Speise bestimmt sind, oft von rohen Menschen gemartert werden, muſs es wünschen, daſs sich endlich jemand der armen Unterdrückten annehmen, und die Pflichten gegen die Thierwelt einschärfen möge.

Hier in Neapel sind es vorzüglich die unglücklichen Lastthiere, die der Grausamkeit eines tyrannischen Beherrschers Preis gegeben sind; aber ich werde Gelegenheit finden, hievon an einem andern Orte zu reden. Hier will ich nur noch von einem Anblick reden, der auch zu einem Almosen gleichsam erschüttert, aber auf

keine Weise eine angenehme Rührung verursacht.

Ich ging kurz vor Weihnachten an einem Sonntage auf dem Molo lustwandeln. Ein scharfer Nordwind blies vom Lande her, und man fühlte sich auch in Winterkleidung nicht zu warm. Ich war in ein Gespräch vertieft, als ich plötzlich eine vor Frost heulende Stimme hörte, und dicht vor mir mitten auf dem Steinpflaster einen nackenden Menschen zusammengekrümmt sitzen sah, der nur eben so viel Lumpen hatte, um seine Scham zu bedecken, und übrigens ganz blos war. Bey dieser fürchterlichen Gestalt, die überdies einen langen Bart hatte, gingen Tausende und aber Tausende vorüber, ohne weiter darauf zu achten.

Ich erschrak heftig bey dem Anblick, denn ich hatte im Sommer noch keinen nackenden Menschen auf öffentlicher Strafse gesehen, und weit weniger im Winter. Mit der widrigsten Empfindung reichte ich ihm eine Gabe, und wandte mein Auge schnell von einem Wesen

weg, das um des Geldes willen alles Gefühl von Scham erstickte, und sich einer empfindlichen Kälte vorsetzlich Preis gab. Denn, nachdem ich die italienische Bettelei kenne, ist es mir nicht glaublich, daſs dieser Mensch nicht einige Kleidung besitzen sollte, und blos eine Rolle in seiner nackenden Gestalt spielt. Wahrscheinlich duldet er den Sonntag hindurch Frost, um die übrige Woche sich recht gut erwärmen zu können.

Ich habe ihn nachher öfter in seiner Rolle gesehen, und werde vielleicht eine Probe machen, ob sie freiwillig, oder wirklich aus Noth gedrungen übernommen wird.

Man sieht indessen aus dieser Scene, wie weit hier die Kunst des Bettelns getrieben wird. Aber welcher Nachtheil entsteht dadurch für die Menschheit! Wie muſs jede sanfte Empfindung des Mitleids allmählich abgestumpft werden, wenn man sich gewöhnt, bey einem solchen Anblick ohne Rührung vorüberzugehen!

Was man sieht, wenn man in Neapel am Ufer des Meers lustwandelt.

Der Molo in Neapel hat groſsen Ruf, und ist als ein Ort bekannt, von dem man die reizendste Aussicht genieſst. Es kann seyn, daſs dies ehemals so war, aber seitdem die Franzosen sich hier befanden, hat der Molo eine etwas andere Gestalt angenommen. An der Spitze desselben sind nehmlich einige Mauern aufgeführt, um von dort aus den Golf mit Kanonen zu bestreichen, und diese Mauern bedecken den gröſsten Theil von der freien Aussicht.

Es giebt jetzt Gegenden am Meer, wo sich diese weit schöner darbietet. Schon auf dem Molo piccolo, ferner in der Gegend bey dem königlichen Schloſs, bey Pice Falcone, in der Villa,

und besonders bey Pausilippo ist man auf einem weit bessern Standpunkt. Das Nähere von allen diesen Oertern wird die Folge entwickeln.

Neapel steht in dem Ruf, daſs es nächst Constantinopel die schönste Lage in der Welt hat. Wer ist nicht neugierig zu wissen, wodurch sie hervorgebracht wird, und was man in dieser prachtvollen Stadt sieht?

Man erblickt viel, wenn man sich in einer freien Gegend befindet, und die freien Gegenden in der Ebne sind nur am Meer. Die Hauptmassen, welche hier die groſse Scene bilden, sind prächtige Berge in der Nähe und in der Ferne, eine Felsen-Insel, das Meer, das sich zwischen der Insel und den Vorgebirgen unabsehlich fortwälzt, eine Menge von Seeschiffen, und die ungeheure Stadt, die sich gegen St. Elmo gleichsam terrassenmäſsig erhebt, und neben den Werken des Schöpfers auch ein groſses Menschenwerk aufstellt.

Untersucht man diese Hauptmassen näher, so hat jede ihre eigene Merkwürdigkeit und

Schönheit. Unter den Bergen erhebt sich der Vommero am nächsten, und aus allen Theilen der Stadt erblickt man diese prächtige Höhe mit ihrer Festung, mit dem Karthäuser-Kloster, und einer Menge von Landhäusern, worunter der Pallast Belvedere, und die Villa Patrici die reizendste Lage haben. Dieser Berg ist nicht nur der Stadt am nächsten, er trägt einen groſsen Theil derselben an seinem Abhange, und zwischen Straſsen steigt man über die Hälfte zu demselben hinauf.

Es ist vielleicht keine Stadt in der Welt, über die ein so schöner Berg hervorragt, und sich dem Auge aus so vielen Standpunkten darbeut. Selbst aus den engsten Straſsen sieht man oft seinen Gipfel zwischen den Häusern hoch daherschimmern. Das Fort St. Elmo ist seine Krone, und das Karthäuser-Kloster St. Martin legt sich, wie ein prächtiges Diadem, um seine Stirne herum. Von dem Platz vor dem königlichen Pallast sieht man diese bekränzte Höhe, an deren Abhang ewig grüne Bäume prangen, in einer vorzüglich

züglich reizenden Gestalt; aber überall ist der Vommero schön, und gleichsam die Kuppel von den prächtigen Gebäuden der Stadt. Er liegt gerade gegen Norden, und beschränkt von dieser Seite die Aussicht.

Gegen Westen erblickt man an der Grenze der Stadt den schönen Pausilippo, der mit dem Vommero zusammenhängt, und nur durch seine Richtung sich von ihm unterscheidet. Der Vommero nehmlich läuft von Morgen gegen Abend, der Pausilippo aber von Norden nach Süden. Beides ist im Grunde ein Bergrücken, der zwey Namen hat. Bis an die letzte Spitze im Meer ist der Pausilippo am Fuſs, an den Seiten, und oben mit Landhäusern bedeckt; er ist gleichsam ein langes zerstreut liegendes Dorf von lauter Pallästen. Alle diese Palläste haben eine der herrlichsten Aussichten auf die Stadt, auf das Meer, auf die Gebirge, und gewähren zugleich eine schöne Aussicht. So weidet ein Monarch sich an dem ringsum jauchzenden Volk und ist zugleich die Bewunderung des jauchzenden Volks.

Gegen Pausilippo über, an der andern Seite des Golfs erheben sich im Vordergrunde die beiden prachtvollen Berge: der Vesuv und der Somma. Ich erinnere mich nicht, je Berge gesehen zu haben, die einen so erhabenen Eindruck machten. Wie ein grofses Brüderpaar strecken sie dicht neben einander ihre Gipfel gegen die Wolken empor, und liegen oft so heiter, so majestätisch nahe da, als wenn man sie abreichen könnte.

Wer es nicht wüfste, dafs der Vesuv ein feuerspeiender Berg ist, der würde es jetzt nicht bemerken können. Man entdeckt zwar den Krater deutlich, aber da kein Feuer und auch nur selten etwas Rauch aus demselben aufsteigt, so hält man ihn für eine gewöhnliche Vertiefung, und unterscheidet nicht, welcher von beiden Bergen der Vesuv ist.

So ist ein Jachzorniger heiter, und sanft, und ruhig, bis sein Zorn gereizt wird; dann bricht seine wahre Gemüthsart mit schäumender

Wut hervor, und er zertrümmert alles rings um sich her.

Der Fuſs beider Berge, der gleichsam gebadet aus den Fluten heraufsteigt, ist mit unzähligen Landhäusern bedeckt, und zwischen diesen entdeckt man deutlich gröſsere Massen von Gebäuden. Man sieht die Oerter St. Giovanne a Teduccio, Portici, Resina, Torre del Greco u. s. w., die alle zwischen dem Meer und dem Vesuv zusammengedrängt sind. Selbst die Wohnung des Einsiedlers entdeckt man ohngefehr an der Mitte des Berges.

Ich habe mich oft gewundert, warum die Menschen an einem so gefährlichen Ort wohnen, warum sie auf der Asche zertrümmerter Städte immer neue Städte erbauen, da ein so drohendes Gewitter über ihnen hängt. Jetzt wundere ich mich nicht mehr: die Gegenden sind so reizend, daſs sie die Gefahr aufwiegen; die Erde ist so fruchtbar, und lockt mit den herrlichsten Früchten so lieblich zu sich hin, daſs alle Furcht dadurch verscheucht wird; der gegenwärtige Au-

genblick ist so schön, daſs man an den künftigen nicht denken kann. Und man wird ja durch nichts daran erinnert, der Vesuv liegt ja so ruhig da, als wenn er nie jemandem das Wasser getrübt hätte.

Die Schlange, die im Grase liegt, wird vergessen über die vielen Blumen, womit sie bedeckt ist; und ich glaube, sie muſs vergessen werden. Ein Jahr in diesen glücklichen Gegenden hat so vielen Werth, als zwey Jahre in einem andern Lande, der Genuſs steht mit der Gefahr unterbrochen zu werden, in Verhältniſs, und die Möglichkeit eines Ausbruchs vom Vesuv, der doch nur selten statt findet, darf das Andenken an eine Reihe von glücklichen Jahren nicht verdrängen. Es hat Zeiträume von mehr als hundert Jahren gegeben, in denen der Vesuv ruhig blieb; sollen in dieser ganzen Zeit keine Menschen an seinem wohlthätigen Busen ruhen, aus welchem Wein und Milch und Oel in Strömen hervorquillt?

Nein, in der Nähe bekommen die Dinge

eine andere Gestalt, und ich selber würde mich nicht besinnen, am Fuſs des Vesuvs zu wohnen, wenn ich dort eine Besitzung hätte. Die Gefahr, in einer ungesunden Gegend zu leben, ist unendlich gröſser, und auf dem Gipfel des drohenden Berges schwebt das Leben und das Glück der Menschen in keiner so groſsen Gefahr, als in den pontinischen Sümpfen, in den Bergwerken und in den engen dunstigen Stuben der Nordländer.

Der Vesuv streckt gegen Süden eine lange Zunge ins Meer hinein, und diese ganze Zunge ist so bewohnt, als wenn es nur eine etwas weitläuftig gebaute Stadt wäre. Auf ihr liegt auch Torre del Greco, und St. Annunciata.

Hinter dem Somma und dem Vesuv, die wie ein Paar Riesen auf das Meer und auf Neapel hinabschauen, erstreckt sich eine lange Kette von Bergen, die bis ans Cap der Minerva fortlaufen, und nach der Morgenseite den Golf einschlieſsen. Der höchste Gipfel derselben ist der Monte Aureo oder Gauro, der wieder auf den Vesuv hinabschaut, und von dem man in seinen

Krater hineinsieht. Der Gauro ist das groſse Schneemagazin von Neapel, wo man in tiefen Gruben das ganze Jahr hindurch diese Erquikkung der Einwohner aufbewahrt.

Der Fuſs dieser Bergkette ist wieder mit Städten und Landhäusern bedeckt. Man unterscheidet bey hellem Wetter Castel a Mare, Vico, Sorrento, Massa. Welch eine Menge Städte ist hier zusammengedrängt! Und in ihrer Mitte das ungeheure Neapel. Wie fruchtbar muſs die Erde seyn, um auf einem so kleinen Raum so viele Menschen zu ernähren!

Die Insel Capri erhebt sich in noch gröſserer Entfernung, als die sorrentinischen Berge. Sie liegt zwischen den beiden Vorgebirgen Pausilippo und Cap der Minerva, und gleicht einem Ball, den sich diese beiden groſsen hände einander zuwerfen. Auf dem Lande gewährt ein emporstrebender Felsen einen majestätischen Anblick, aber im Wasser noch weit mehr. Hier hat er nichts um sich her, was ihn demüthigen kann.

Wenn man sich also mit dem Gesicht gegen das Meer wendet, so hat man zur Rechten Pausilippo, zur Linken den Vesuv und das weit hervorspringende Capo di Minerva, vor sich die Insel Capri, und im Rücken die Stadt mit dem emporstrebenden St. Elmo. Alles dies sieht man mit seinen Umgebungen, wenn die Luft rein und heiter ist; ist sie trübe, so sieht man von dem Entfernten nichts. Das Haupt des Vesuvs und des Somma hüllt sich in Wolken, das Capo di Minerva schwindet mit der Insel Capri in Nebel, und man sieht höchstens Pausilippo und den Vommero.

Wenn es heifst, dafs Neapel eine der schönsten Lagen in der Welt hat, so erweckt dies eine sehr grofse Vorstellung. Aber man glaube nicht, dafs man den Reiz dieser Lage gleich anfangs in vollen Zügen geniefsen, dafs man bey einer flüchtigen Durchreise gleich fühlen wird, es sey eine der schönsten Lagen. Dies mufs man erst allmählig fühlen lernen; man mufs hier seyn, man mufs bey heiterm Himmel oft die

großen Gegenstände anschauen, und nach und nach mit diesem großen Gemählde der Natur bekannt werden; man muß mit einem Freunde sich an den Schönheiten desselben weiden, und das Ergötzende daran aufsuchen, kurz, man muß erst die erhabenen Gegenstände studiren, ehe man den Umfang ihres Werths empfinden kann. Der erste Eindruck wird bey den meisten nur ganz gewöhnlich seyn.

Jedes große Gedicht hat seine tiefen und verborgenen Schönheiten, die man nicht mit der ersten Uebersicht faßt; jedes schöne Landschaftgemählde hat seine verborgenen Reize im Ganzen und in den einzelnen Theilen, die der Kenner nur entdeckt. Die Natur aber ist der größte Landschaftmahler, und nicht jeder vermag den Schleier von ihren Schönheiten aufzuheben. Der Lazzaroni geht hier am Gestade des Meers, ohne nur daran zu denken, daß die Natur um ihn her schön ist. Es gehört Auge und Geist dazu, um in Neapel Neapel zu finden.

Das Weihnachtsfest

oder

Natale in Neapel.

Dies schöne Fest, das uns in der kältesten, der trübsten und dunkelsten Jahrszeit gleichsam zum Licht und zur Erheiterung gegeben ist, pflegt sich an allen Orten schon einige Zeit vorher anzukündigen, und in Jung und Alt erwacht dann eine gewisse begeisternde Freude, die in der Rückerinnerung an vergangene Freuden, die eben wiederkehren wollen, ihren Grund hat. Nichts kann der Entzückung gleichen, die man in der Kindheit beym Herannahen dieses Festes empfindet, wenn man gewohnt ist, die angenehmen mysteriösen Geschenke an demselben zu er-

halten, und sie verliert sich auch das künftige Leben hindurch nie ganz. Eltern und Erzieher sollten daher nie unterlassen, ihren Zöglingen dies Fest so freudig, als ihnen möglich ist, zu machen. Sie pflanzen dadurch einen Baum, welcher das ganze Leben hindurch seine jährliche Frucht trägt. Wer in der Jugend auf eine angenehme Art Weihnachtsgeschenke empfing, hat in spätern Jahren einen Genuſs mehr, und wenn man selber nicht mehr beschenkt wird, so sucht man wenigstens Andern diesen Genuſs zu machen.

In Neapel muſs diese Fieude noch lebhafter seyn, denn die Zubereitungen zu diesem Fest, und die Feier desselben ist gröſser, als an andern Orten. Hier kündigt es sich auf zweierley Art an: auf eine geräuschvolle und auf eine stille, bescheidene.

Die geräuschvolle Art verbreitet sich über die ganze Stadt. Gleich mit dem Anfange der Adventszeit hört man von allen Seiten ein gewisses Schieſsen, welches das Herannahen des groſsen Festes verkündigt, und von Menschen

aller Art verursacht wird. Kanonen haben die Privatpersonen in Neapel nicht, so wenig wie an andern Orten; sie bedienen sich also der Kanonenschläge, und der Schwärmer, um ihre Freude zu beweisen. Da ihnen die metallenen Feuerschlünde nicht zu Gebot stehen, so müssen die papiernen ihre Stelle vertreten, und auch diese machen Geräusch genug. Bis zu den fernsten Winkeln von Neapel dringt dies bewillkommende Knallen, und gieſst die Erinnerung an das nahe Fest in die Herzen.

So wie ein langersehntes Schiff, das endlich mit günstigem Winde dahersegelt, vom Ufer mit Freudenschüssen begrüſst, wie ein geliebter Monarch, der nach langer Abwesenheit sich seiner Residenz nahet, von donnerndem Geschütz empfangen wird, so bewillkommet man hier durch lautes festliches Getöse die hohe Weihnachtsfeier.

In allen Strafsen, von allen Dächern und Balconen erschallt dies religiöse und zugleich freudige Geräusch. Der ärmste Lazzaro legt seine

wenigen übrigen Kreuzer zu diesem Geschofs an, und der vornehmste Knabe sucht seine Lust darin, es von seinem Balcon in die Strafse hinunterzuwerfen.

Dies dauert die ganze Adventszeit hindurch, und erreicht am heiligen Abend, und die darauf folgende Nacht gleichsam seinen Gipfel. In diesem Zeitpunkt ist es, als wenn man Victoria schösse, dafs der längsterwartete Gast nun da ist. Es würde vielleicht keine Secunde die ganze Nacht hindurch vergehen, worin man nicht einen oder mehrere Schüsse hörte, wenn das Ohr auch nur über die Hälfte der Stadt reichte. Es scheint dann, als wenn in Neapel eine Schlacht geliefert würde, worin das kleine Gewehrfeuer unaufhörlich fortdauerte.

Am folgenden Morgen aber, wenn man nichts mehr hört, sieht man, was geschehen ist. Eine dicke Wolke schwebt über Neapel, wie über London, und wenn man ins Freie hinaustritt, merkt man einen starken Pulverdampf, der sich bey stillem Wetter nur allmählich verliert.

Ich sollte glauben, man müſste in Somma und Portici, wenn der Wind danach steht, riechen, daſs es Weihnachten ist.

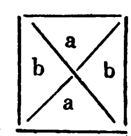
Dies ist die geräuschvolle Art, wodurch sich dies Fest hier ankündigt; sodann giebt es noch eine stille, die mit der in andern Städten mehr Aehnlichkeit hat. Was es Reizendes und Schönes giebt, wird in Laden, auf Tischen, in Buden, unter freiem Himmel feilgeboten. Eine zahllose Menge von Christuskindern, von Engeln, von Hirten, von hundert andern ländlichen Figuren bevölkern diesen Laden, in jenem weiden Kühe, Esel, Lämmer, Schafe, ja, man will sogar schon Schweine unter diesen Weihnachtsfiguren gefunden haben. Hier sieht man eine Felsengrotte, worin Maria und Joseph in häuslicher Stille über die noch leere Krippe des Christuskindes sich hinneigen, dort eine andere, worin eine Menge Thiere in gewölbten Gängen auf- und absteigen. Hier wird Moos, Pinienzweige, Stangen, Felsenstücke, und allerhand Laubwerk verkauft, dort trägt man, statt der Tannenbäume

in Deutschland, Aufsätze, dick mit Weintrauben, Apfelsinen, Melonen u. s. w. behangen.

Alles dies ist zum Schmuck der sogenannten Krippen bestimmt. Was zum Schmuck der Tafel oder zu Näschereien bestimmt ist, nimmt wieder eine andere Gestalt an. In allen groſsen Straſsen, besonders in Toledo, sind eine Menge Buden auf die künstlichste Art ausgeschmückt. Die Pfosten derselben bestehen entweder aus Lorbeerbäumen, wie man in Deutschland die Maien zu Pfingsten aufzustellen pflegt, oder sie sind ringsum mit Myrthen umwunden. Zwischen denselben hängen Guirlanden auch von grünen Zweigen, die mit allerhand Bändern ausgeschmückt sind.

In den Buden selber ist eine ungeheure Menge von Feigen, Rosinen, Nüssen, Kastanien, Citronen, Pommeranzen, Melonen, getrocknetem Obst u. s. w. Alles dies ist theils in Haufen oder Tonnen aufgethürmt, theils auf eine künstliche Art zum Schmuck der Buden angebracht. Im Hintergrunde derselben sieht man zwei gros-

se Tafeln, die in eine Menge viereckigte Fächer abgetheilt sind. Jedes Fach ist wieder durch zwei Diagonallinien in Triangel eingetheilt, und diese sind symmetrisch mit Waaren ausgefüllt.

Hier ist ein solches Fach: 

In a a z. B. sind die schönfarbigen dunkeln Rosinen, in b b die weißlichten Feigen regelmäßsig eingefugt. Da dies außerdem alles mit Myrthenzweigen, mit Goldschaum und Bändern ausgeziert ist, so giebt es, wenn auch keinen mahlerischen, doch gewiß einen sehr geschmückten Anblick. Ueberfluß gefällt immer, er mag sich in einer Gestalt zeigen, in welcher er will.

Ich erstaunte besonders über die außerordentliche Menge Melonen, die man feilbot. Sie sind in einem Kreuzband von Binsen aufgehangen, und überall angebracht, wo man nur ein Plätzchen findet. Ich habe viele Tausende davon kurz vor Weihnachten gesehen. Die Buden sind gleichsam Bäume, welche Melonen tragen.

Auch alles übrige sucht man zum Verkauf erst zu schmücken, und das Leblose legt ein Kleid zur Verschönerung an. Das roth- und weiſsschimmernde Fleisch des kraftvollen Stiers ist mit Goldschaum erhöht, und um den schwärzlichen Schinken aus Calabrien winden sich grüne Zweige. Vor dem ungeheuren sorrentinischen Kalbe brennt hier eine Schale voll hellen Feuers, gleich einem Opferfeuer, und dort hängen hundert Lämmer in künstlichen Reihen zwischen grünem Laube.

Aber vorzüglich muſs das Wasser seine Schätze zu dem heiligen Abend hergeben. Apulien sendet Aale, Taranto Austern, und aus den Tiefen des Golfs von Neapel steigen alle Seeungeheuer herauf, um in der Mitternacht auf den Tischen der Groſsen zu prangen.

Was übrigens an Zuckerwerk, an Zeugen, an Fabrikwaaren, an Kunstsachen und an tausend andern Dingen feilgeboten wird, das vermögte ich nicht zu nennen.

Non, mihi si linguae centum sint, oraque centum
Ferrea vox.

Das heiſst hier mit andern Worten: Das vermögte ich nicht, wenn ich die Beredsamkeit eines florentinischen Improvisatore, oder noch höher hinauf, die Zunge eines neapolitanischen Zahnarztes hätte. Wer einen Begriff davon haben will, muſs Toledo und die daran stoſsenden Straſsen vor Weihnachten durchwandern.

Toledo und die daran stoſsenden Straſsen, sage ich? Ich muſs hinzufügen, daſs dies nur höchstens ein Drittel von der ungeheuren Stadt ist. In den eigentlichen Abgrund derselben bin ich noch gar nicht hineingekommen, selbst noch nicht zu dem groſsen Platz al Mercato. Wer weiſs, wie sich dort Weihnachten ankündigt!

Den Tag vor diesem Fest hat man einen Fasttag, und auch die Nacht darauf iſst man kein Fleisch; aber demohngeachtet mögte ich dies kein Fasten nennen. Denn was die Erde und das Meer übrigens an Schätzen besitzt, das

müssen beide zu dem Tisch der Neapolitaner hergeben.

Aber ehe das Schmausen beginnt, geht noch eine feierliche und wichtige Ceremonie vorher. Wenn nehmlich alle Vorbereitungen zu dem Fest gemacht sind, wenn die Krippe mit ihrem ganzen Schmuck erbauet ist, und die beiden Ehegatten Maria und Joseph, sammt allen ihren Umgebungen, in der Felsenkluft vertraulich da stehen, dann erwartet man den Zeitpunkt, in welchem man glaubt, daſs Christus gebohren ward. Sobald er eintritt, werden die Lichter angezündet, ein Priester trägt feierlich in Begleitung der Familie des Hauses ein Christuskind, und legt es in die noch leere Krippe, in welche Maria mütterlich hinabschaut. Nun ist das Kind gebohren, der Priester liest eine Messe, und sodann beginnt die nächtliche Tafel.

In Häusern, worin kein Priester zugegen ist, verrichtet der Hausvater die Ceremonie mit dem Christuskinde.

Noch lange nach Weihnachten sieht man

hie und da die Krippen, in den Behältnissen des untern Stockwerks, worin die Leute von der geringern Classe wohnen, aufgebaut, und sie gewähren keinen unangenehmen Anblick. Sie stellen gewöhnlich Felsengrotten, statt des Stalles, vor, weil hier die Hirten sich in Grotten sammt ihrem Vieh aufhalten; man glaubt, daſs es in einem Clima, wie bey Bethlehem, eben so war.

Der Felsen ist oft so hoch, wie das ganze Zimmer, und in den Bäumen, welche aus demselben hervorwachsen, schweben überall Engel, wahrscheinlich, um die Menge der himmlischen Heerschaaren vorzustellen. Es sind mehrere Grotten in dem Felsen, schön mit Moos und Laubwerk ausgeschmückt, und in der Hauptgrotte erblickt man immer die beiden Eltern Christi mit dem neugebohrnen Kinde. Die Bigotterie läſst noch lange nach Weihnachten am hellen Tage eine Lampe vor diesem Praesepio brennen, und für eine fromme Einbildungskraft hat die Sache wirklich viel Anziehendes.

Ehmals verwandten groſse Häuser viele

tausend Dukaten zu Erbauung einer solchen Krippe, und man legte sie gewöhnlich auf dem Astrico al Cielo an. Alles, was die Natur schönes hat, war hier im Kleinen nachgebildet, und selbst die wirkliche Natur nahm man oft zur Vermehrung des Effects zu Hülfe, indem man die Felsengrotten so erbaute, daſs man die Spitze des Vesuvs im Fernpunkt hatte. Jetzt findet auch dieser unschuldige und vielleicht lobenswerthe Aufwand nicht mehr statt, und die letzte Revolution in Neapel scheint dazu beygetragen zu haben, die letzten Spuren davon wegzuschwemmen.

Erziehung.

Die Erziehung in Neapel ist vortrefflich. Man kann es nicht glauben, mit welchem Fleiſs die Pferde, die Esel, die Hunde u. s. w. gebildet werden.

Die Pferde stehen wie Lämmer, lassen von dem Kutscher sich mit der Peitsche nach Gefallen hauen, und rühren sich kaum. Sobald sie aber merken, daſs sie laufen sollen, gehen sie in dem stärksten Trapp, worin nicht leicht ein deutsches Pferd es mit ihnen aushalten würde. Sie drängen sich mit Gewandheit durch die dicksten Menschenhaufen, und daſs bey dem äuſserst schnellen Fahren in Neapel nicht täglich eine Anzahl Fuſsgänger gerädert werden, daran, glaube

ich, sind mehr die Pferde, als die Menschen Schuld.

Sie fressen aus der Hand ihres Führers eine gelbe Rübe und etwas Lupinenkraut mit großer Begierde, sie steigen Treppen, sie gleiten die Quadersteine an den beträchtlichen Anhöhen in den Straßen hinunter, und klammern sich gleichsam an, wenn sie dieselben hinaufsteigen sollen; sie lassen sich zu Acteurs auf dem Theater gebrauchen, und nähren sich wie Ziegen, wie Kühe, wie Lämmer.

Warlich man muſs eine sehr gute Erziehung haben, wenn man als Pferd dies alles leisten soll.

Der Esel? — Wer hat gesagt, daſs der Esel ein verächtliches Thier sey? Und wenn es Aesop ist, so hat er Unrecht. Der Esel ist der Vater, die Mutter, der Bruder, der gröſste Wohlthäter des armen Italieners; er arbeitet für ihn, und verdient ihm das Brod. Eine ganze Familie lebt oft von einem kleinen Stück Erde, und einem kleinen Esel.

Dies äuſserst brauchbare Thier trägt und zieht die gröſsten Lasten; es hat das ganze Geschirr eines Töpfers auf dem Rücken, der zu Markt zieht, und thut keinen Fehltritt damit; es führt Dünger in die Gärten, und Früchte aus denselben auf den Marktplatz; es läſst sich ohne Zaum und Gebiſs lenken, blos durch einen kleinen Stab, und klettert die steilsten Anhöhen hinauf; es steht auf den Ruf seines Treibers sogleich unbeweglich, und rührt sich nicht, so lange seine Geschäfte ihn aufhalten, sucht höchstens ein wenig Nahrung auf der Straſse; er zieht die gröſsten Quaderstücke zu den Gebäuden herbey, und erhält die Reinlichkeit auf den Strassen von Neapel, die sonst mit Unrath bedeckt seyn würden. Ein armer Neapolitaner, der gar nichts zu verdienen weiſs, sucht einen Esel zu bekommen; mit diesem durchzieht er die Strassen, ladet den Abgang und den Dünger, den er findet, auf denselben, und verkauft ihn an die Gärtner. Nun hat er einen Ernährer, einen Versorger.

Ist es möglich, daſs man ein solches Thier verächtlich nennt? Wer hat nur gesagt, daſs es kein schönes Thier sey? Der regelmäſsige Bau seines Körpers, die Bescheidenheit, die in den Ohren und dem Blick liegt, die äuſserst zarten Füſse, die dennoch so viel tragen können, alles dies macht den Esel zu einem vorzüglichen Geschöpf. Hat denn noch niemand die Apologie des Esels geschrieben? Ich verdenke es keinem, der unter allen Thieren den Esel sich zum Favoriten wählt.

Nicht minder gelehrig ist hier der Hund, besonders der Pudel. Er läuft vor seinem Herrn her, und trägt die Laterne, er holt Lebensmittel in einem Tuche, und vertheidigt sie mit der gröſsten Tapferkeit, er trägt Körbe, und holt den Stock seines Herrn ohne Furcht aus dem schäumenden Meer.

Dieselbe Gelehrigkeit erstreckt sich bis auf die Ziegen, die Kühe, die Schweine, und ich glaube, man kann im Ganzen behaupten, daſs Thiere hier einen höhern Grad von Cultur an-

nehmen, als in kältern Gegenden. Vielleicht rührt dies von der Menge Menschen her, mit der sie stets umgeben sind.

Die Ziegen kennen die Stimme ihres Treibers genau, und rühren sich nicht, so lange eine von ihnen gemolken wird. Regnet es, so treten sie so lange unter ein Hausthor, oder in eine offene Thür, und kommen auf den Ruf des Herrn sogleich wieder hervor. Die Ziegen sind hier nicht allein possierlich, sie haben auch Erziehung und Erfahrung.

Die Kühe geben ihnen an Folgsamkeit und Klugheit nichts nach. Unter dem dicksten Menschenhaufen werden sie nicht scheu, sie lassen sich vor jeder Thür für einige Gran Milch abmelken, und gehen dann wie in ihrem Beruf weiter.

Die Schweine endlich nähren sich friedlich auf den Strafsen, und verlieren sich nie von dem Hause, dem sie angehören. Diese Thiere haben hier aufserdem eine sonderbare Eigenschaft; sie sind am ganzen Leibe kahl, und haben eine

schwarzgraue Farbe, so daſs sie beinahe das Ansehen der amerikanischen Hunde bekommen. Ich erinnere mich nicht, je in Deutschland Schweine dieser Art gesehen zu haben. Uebrigens haben sie noch den Verstand, daſs sie unglaublich fett werden.

Was die Erziehung der Lazzari betrifft — Aber wo gerathe ich hin? Ich wollte hier nur von der Erziehung der Thiere reden, und komme auf einmal zu den Menschen. Das geht nicht. Die Erziehung der Menschen ist schwerer zu beobachten, und ich werde sie mir auf eine andere Zeit ersparen.

Am ersten Januar 1802.

Es ist Neujahr. In meinem Vaterlande sind die Gefilde mit Schnee bedeckt, die Flüsse und Seen haben einen Harnisch angezogen, die Natur ist erstarrt, und die Menschen leben in eingeschlossenen Zimmern ohnweit von einem heißen Stein.

O wie ganz anders ist es hier, am Gestade des thyrrenischen Meers, wo die Sybilla von Cuma ihre Behausung hatte, wo die Trümmer von den Tempeln des Merkur, des Apollo, der Diana, und des Serapis liegen, wo die elisäischen Felder verbreitet sind, und der Eingang zum Schattenreich sich öffnet! Hier zieht die Erde nicht jenes weite, weiße Gewand an, und wenn sie sich damit bekleidet, so wirft sie es in wenigen Stunden wieder von sich; hier dient jene

erstarrende Decke der Flüsse nur zur Erquickung der Menschen, und der Schnee erheitert den Blick, von fernen Gebirgen herschimmernd, ohne das Gefühl zu verletzen.

Ja warlich, es ist hier eine andre Welt, und jeder Blick, den man auf die Natur und die Menschen wirft, verkündigt uns dies. Die Natur kennt kein Erstarren, keinen Tod; sie ist gleichsam in einem ewigen Leben, in einer ewigen Thätigkeit. Nicht die schöne Pinie allein gewährt uns ihr Grün und ihre Frucht, auch der Citronenbaum und der Pommeranzenbaum steht in seiner Pracht da, und mit jedem Tage wird die Citrone angenehmer, die Pommeranze süſser; auch der Lorbeerbaum, der Oelbaum, und die Cypresse prangt mit dunkelm Laube.

In Deutschland beut sich nur der winterliche Kohl dem Tisch dar, hier auch die liebliche grüne Schotenerbse, die heilbringende gelbe Rübe, wie sie eben aus dem mütterlichen Boden kömmt; der erfrischende Salat in seinen mannigfachen Gattungen, das reinliche Radieschen, und

viele andere Erdfrüchte, die wie ein grosses Gemählde mit allen Nüancen von weiss, grün, roth und gelb, an den öffentlichen Plätzen mahlerisch zusammengeordnet sind, und schon den Blick ergötzen, ehe sie noch für den Geschmack bereitet werden.

Die Armen gehen in dieser Mitte des Winters barfuss, und die Reichen in leichter Kleidung. Die Erwachsenen spielen auf öffentlichen Plätzen mit Kugeln und Karten, die Knaben mit Nüssen. Nichts kündigt den Winter mit seinem eisernen Zepter an, und ein geheiztes Zimmer ist hier ein Unding, wie in kalten Ländern ein Frühlingstag im Januar.

Die Sonne ist hier das ganze Jahr Sonne, und der Schooss der Erde das ganze Jahr hindurch mütterlich. Nichts unterbricht sein ewiges Keimen, und unaufhörlich sprosst Fülle aus ihm hervor. Die Felder sind mit Saaten, die uns nähren, bedeckt, und der schöngrünende Flachs, der uns kleidet, dringt kraus und dicht aus dem Boden hervor. Heute wird das Haupt des schim-

mernden Blumenkohls, der jetzt in seiner vollen Pracht ist, heruntergehauen, morgen schon vertraut man dem schnellumwühlten Schooſs der Erde zahllose andere Kinder an, die sie erziehen muſs; und keine Mutter hat je ihre Kinder unermüdeter gepflegt, als sie.

O herrliches, o glückliches Land! Wären die Menschen gleich vollkommen mit dem Boden, der sie trägt, warlich man würde glauben, das Eden, das einst in Armenien lag, sey jetzt zwischen den Fluten des adriatischen und mittelländischen Meers zusammengedrängt. Aber — doch, wie könnt' ich wagen, jetzt schon über die Menschen dieses Himmelstrichs zu urtheilen, da ich sie erst so wenige Wochen sah!

Genug, die Erde ist hier himmlisch schön, und die Sonne so lieblich, wie man sie sich am Morgen der Schöpfung denkt. Und wenn auch heute mit dem Anfange des Jahrs diese Himmelskönigin den Schleier nicht abwerfen will, wenn auch ein fast ununterbrochener Regen aus den Wolken strömt, so weiſs

ich doch, daſs sie in Kurzem sich enthüllen, und vielleicht morgen schon belebende Wärme und Heiterkeit von neuem herunterstrahlen wird.

Aber obwohl man hier mit Recht rufen kann: Frost, wo ist dein Stachel, Winter, wo ist dein Sieg! so hat er doch einst schon seine Herrschaft mindestens ahnden lassen.

Als er im Jahr 1788 seinen furchtbaren Zepter über ganz Europa ausstreckte, und lange ausgestreckt hielt, als im Norden Menschen und Thiere zu Tausenden vor Frost umkamen, da hauchte er auch hieher, und auf den Flügeln seines Hauchs flogen Schneeflocken mit dichtem Gewimmel über den hohen Vommero hernieder. Vierzehn Tage lang blieb dieser Fremdling, vierzehn Tage lang schreckte er die Bewohner dieses milden Himmelstrichs, und wich keinen Gebeten, keinen Processionen, keinen Gelübden den Heiligen dargebracht.

Der riesenförmige Jupiter terminalis am Pallast des Königs schaute auf ein beschneites Feld hernieder, und an seinem Bart hing ein Eiszap-

fen; um die Tempel der alten Götter thürmte sich Shnee auf, und die Gestade des Acheron lagen erstarrt da. Die Menschen waren erstaunt, und die Vögel, ungewohnt des Schneegewimmels in den Lüften, kamen in die Stadt, um Schutz und Wärme zu suchen. Aber sie fielen ermattet nieder, und in allen Straſsen machte man Jagd auf die erstarrten Thierchen.

So rettet sich der fliegende Fisch aus dem Meer vor dem Rachen seiner Verfolger; aber kaum ist er ihnen entgangen, so verschlingt ihn ein Raubvogel in der Luft.

Selten indessen verbreitet der Winter seine Schrecken über diese reizenden Gegenden, so selten, wie der Vesuv seine Feuerströme ergieſst; Gegründeter ist die Furcht, daſs Apoll mit seinem Sonnenwagen sich zu sehr der Erde nähern möge.

Ehe ich diesen Abschnitt schlieſse, kann ich mich nicht enthalten, noch einige Worte aus meinem Herzen zu reden. Es ist heute Neujahr. In meinem Vaterlande strömt alles von Wün-

schen

schen über; die Kanzeln, die Vorsäle, die Zimmer, die öffentlichen Plätze sind damit angefüllt. Auch ich muſs meinem Gefühl Luft machen, und meinen entfernten vaterländischen Genossen Glück zum neuen Jahr wünschen.

In Deutschland sind Millionen edle Menschen, die es verdient hätten, in einem so reizenden Himmelsstriche zu leben, als Welschland ist, sind viele Tausende, die es bedürften; o wie gern möchte ich ihnen dies wünschen! Aber die Völkerwanderungen finden bey gebildeten Nationen nicht statt, und nur einzelne von ihnen werde ich unter diesem Himmel erblicken. Ich will ihnen etwas anders wünschen, das unter jedem Himmel gedeihet, und das ich für das gröſste Glück des Lebens halte.

Das beginnende Jahr schenke allen edlen Deutschen Gesundheit, diese Tochter des Himmels, die jedem, zu dem sie herabsteigt, Heil bringt; es gebe ihnen wahre, herzliche Freunde, mit denen sie die Freuden des Lebens zwiefach empfinden; es sende ihnen endlich ein sorgen-

freies, von häuslichem Kummer entferntes Leben, und tiefen Frieden im Staat!

Unter diesen herzlichen Wünschen, die ich mit erhöhtem Gefühl für die Freunde meines Lebens zum Himmel schicke, will ich mich heute von der Unterhaltung mit meinem theuren Vaterlande trennen; aber meine Gedanken sollen vor andern Tagen lebhaft dahin gerichtet seyn.

Nein, ich kann mich noch nicht von meinem Vaterlande trennen; ich habe noch vieles auf dem Herzen, das vorzüglich zum Glück der Menschen beiträgt, und dies muſs ich herunterreden. Ich wende mich zuerst mit meinen Wünschen an die, welche so unendlich viel zum Glück des Menschengeschlechts, besonders des künftigen, beitragen können: an die Erzieher der Jugend. Wenn es besser auf der Erde werden soll, so muſs es hier beginnen. O mögten die Erzieher, mögten die Lehrer der Religion, die das Herz der Kinder in einem so wichtigen Zeit-

punkt in Händen haben, dies nie aus dem Blick verlieren, mögten sie nur das eine grofse Tagewerk vollbringen: ihren Zöglingen wahre Religion einzuflöfsen.

Aber was ist wahre Religion? O, sie läfst mit wenigen Worten sich nennen: Liebe für die Menschheit, ein mitleidiges Herz gegen jedes lebende Wesen, gegen Menschen und Thiere, und hoher Abscheu, irgend einem fühlenden Geschöpf das mindeste Leid zuzufügen; dies sind Wünsche, die nie oft genug wiederholt werden können, und wenn das Herz des Kindes darnach gebildet, wenn ihm dies so heilig gemacht wird, wie Messe, Predigt, Abendmahl, dann ist ein grofser Schritt zum Heil der Menschheit gethan.

Auch für die, deren Geist mit Staatsveränderungen sich beschäftigt, deren Herz mit der grofsen Geschichte der letzten zwölf Jahre erfüllt ist, trage ich einen Wunsch in mir, den mir der Anblick so mancherley Länder eingeflöfst hat: mögten sie ein einziges Wort ihrer

Sprache in ein andres verwandeln, mögten sie, statt Freiheit, Glück setzen!

Ein Volk kann frei seyn, und höchst elend dabei: in blutige Zwietracht verwickelt, ganze Familien, ganze Corporationen gegen einander empört, Unruhe in den Herzen der einzelnen Menschen, Mangel, alles dies kann im Gefolge der Freiheit dahertreten, und warlich so geschah es bis izt.

Ich habe die cisalpinische Republik gesehen, wo die Freiheitsbäume noch prangen, ich habe Rom und Neapel gesehen, wo sie umgehauen sind, und die Augen wurden mir aufgethan. Man lese nicht, man komme, und schaue; man bewundere nicht die schönen Grundsätze, wodurch Freiheit von Südwest her gepredigt wird, auf dem Papier; man prüfe mit eigenem Blick, wie sie angewandt wurden, und dem gröſsten Freiheitsprediger werden die Augen aufgethan werden.

Ich kann hier nur wenige Worte sagen: die freie cisalpinische Republik hat dreimal mehr

französische Truppen in ihrem Gebiet, als vaterländische, und bezahlt jährlich sechs Millionen Thaler Tribut an Frankreich — eine Republik, worin keine Münze geschlagen wird. — Florenz jammert laut über den tausendfachen Verlust, den es duldete. Rom ist ärmer wie je, es muſs sein Brod mit dem wenigen übriggebliebenen Gelde beinahe aufwiegen, und hunderte von Staatsbeamten sind unglücklich geworden. Neapel ist gleichsam noch in sich zurückgeschreckt von der zwiefachen Umwälzung, die es erfuhr, die Herzen bluten noch über die Schlachtopfer, die hingeopfert wurden, der Geist erbebt noch vor den Greueln, die geschahen.

Sind dies die Früchte, die von den Freiheitsbäumen heruntersinken? O warlich, es ist eine neue Frucht des Erkenntnisses Gutes und Böses! Man frage die Nationen, die davon gekostet haben.

Buonaparten, diesem bewunderten Idol Europens, fehlt zum groſsen Mann etwas Groſses: er ist kein Weltbürger. Seine Gröſse umfaſst

nur das Heil Frankreichs, für das Heil andrer Nationen scheint sein Herz nicht zu schlagen. Und die Deutschen, die Bewohner Welschlands sind doch auch seine Brüder.

> Einen, einen zu bereichern,
> Muſs die schöne Götterwelt vergehn.

Frankreich ist ein Coloſs, der mit einem Fuſs auf den leeren Schatzkammern der Fürsten Europens, mit dem andern auf den Gebeinen von einer Million Erschlagenen steht; und noch ist die groſse Frage: wird dieser Coloſs fest stehen, wenn einst seine Stütze Buonaparte hinwegtritt? Wird er nicht von neuem zusammenstürzen, und vielleicht alle den hohen Schmuck zertrümmern, womit er sich aus Süden und Norden bekleidete? Wem bebt nicht das Herz bei diesem Gedanken?

Der dort oben weiſs, daſs mir das Herz warm für das Heil der Menschheit schlägt, und die Freiheit würde mein Götze seyn, wenn sie es bewirkte; aber nach dem, was ich sah, was ich vernahm, was ich zu erforschen vermogte,

hat die Freiheit in der Gestalt, worin sie sich zeigte, grofses Verderben über die Völker gebracht. Sie ist eine Wissenschaft, für jeden Einzelnen sehr schwer zu lernen; wie soll ein ganzes Volk sie auf einmal begreifen, ohne in die schrecklichsten Irrwege zu gerathen?

Darum noch einmal den herzlichen Wunsch beim Beginn dieses Jahrs, dafs alle Theilnehmer an Staatssachen in meinem Vaterlande, alle Denkende darüber, das unbestimmte Wort Freiheit dahinten lassen, und nur an das Glück der Menschen denken mögen. Dies kann in einer Republik, in einer Monarchie und einer Oligarchie aufblühen; aber das Schrecklichste für einen Staat ist, wenn der grofse Volkshaufe den Zepter ergreift. Dies ist der wütendste, der grausamste, der ungerechteste Richter, der herrschen kann; gegen diesen verschwinden alle einzelne Tyrannen, die je auf Erden waren.

Noch ein Wunsch schwebt vor meiner Seele, der mein ganzes Innere mit Wohlgefallen überströmt: mögten doch alle Gewalthaber in

meinem Vaterlande allmählich den Stab Wehe bei Beherrschung ihrer Untergebenen zurücklegen, und den Stab Sanft ergreifen, um die Menschen dadurch aus Züchtlingen zu gutgearteten Kindern zu bilden.

Mit diesem weitgreifenden und grofsen Wunsch will ich mein heutiges Tagewerk, das ich für mein Vaterland übernahm, schliefsen, und es ist ein süfser Gedanke für mich, dafs es nach einigen Monaten vielleicht Viele lesen, und in meine Empfindungen einstimmen werden.

Seltsame Gebräuche in Neapel.

Eine Stadt, die so weit von Deutschland entfernt, deren Himmel, deren Erde, deren Nahrung so verschieden von dem dortigen ist, deren Bewohner eine so fremdartige Sprache, einen so ganz andern Ursprung haben, die überdies an einem Meer liegt, aus welchem alle Nationen der Erde in dieselbe zusammenströmen, eine solche Stadt muſs nothwendig in vielen Dingen von den Städten Deutschlands sich unterscheiden.

Hier ist einiges von dem, was ich bis jetzt in dieser Art zu beobachten Gelegenheit hatte.

Die erste Wohnung, die ich in Neapel bezog, bestand in einem Zimmer, eine Treppe hoch, neben welchem eine kleine Küche war. In die-

ser bemerkte ich an der Wand einen groſsen Deckel, wie über einem eingemauerten Kessel. Ich hielt es für einen Ausguſs, und untersuchte die Sache nicht genauer; aber am andern Morgen kam der Aufwärter des Hauses, um Wasser aus meiner Küche zu holen, und nun sah ich mit Verwunderung, daſs der Deckel über einem tiefen Brunnen angebracht war. Indem ich noch gleichsam betroffen da stand, ein solches Verlieſs in meiner Küche zu finden, ward ein Eimer aus dem höchsten Stockwerk, vier Treppen hoch, herunter gelassen, um ebenfalls Wasser in diesem Brunnen zu schöpfen. Ich bemerkte mit Erstaunen, daſs der Canal des Brunnens mit dem ganzen Hause in Verbindung stand, und daſs man in der höchsten Küche desselben Wasser achtzig bis hundert Fuſs hoch hinaufziehen konnte. Seit der Zeit habe ich gefunden, daſs fast in jedem Hause und in jedem Stockwerk ein Brunnen ist. Dies ist unstreitig sehr bequem, aber man findet hie und da in den Küchen noch eine andere Bequemlichkeit, die ich nicht nen-

nen kann, und die am wenigsten in der Küche seyn sollte. Dies ist etwas zu bequem. Der Brunnen war die Grenze; hier hätte es aufhören müssen.

Die Menschen führen ein anderes Leben in Neapel, aber nicht minder die Thiere, und besonders die Pferde. Ich hatte meine Pferde aus Deutschland mitgebracht, und suchte einen Stall für sie. Ich fand ihn, aber nicht, wie ich geglaubt hatte, über der Erde, sondern unter der Erde, und recht tief unter der Erde. Sie mufsten viele Stuffen, mindestens ein beträchtliches Stockwerk hinabsteigen, und kamen dann in einen geräumigen Keller, worin wieder alle Bequemlichkeit, selbst ein Brunnen, ja sogar ein Camin zum Kochen für die Kutscher, war, und nur eine einzige fehlte, nehmlich das Licht. Ich sah noch zwei andere Pferde in diesem Keller, und man sagte mir, daſs im Ganzen alle Pferde in Neapel eine solche Behausung hätten. Der

Dünger wird in einen Winkel geworfen, und sodann an Landleute verkauft, die ihn auf Eseln herausführen.

Da meine Pferde an eine unterirdische Stallung nicht gewöhnt waren, so mufsten ihnen anfangs immer die Augen verbunden werden, ehe sie sich zu diesem Treppensteigen bequemten. Die Stufen sind drei Fufs breit, aber ziemlich hoch, so dafs für ein ungeübtes Pferd immer einige Gefahr übrig bleibt.

Die Nahrung der Pferde ist nicht weniger seltsam, als ihr Stall. Sie bekommen zwar auch Haber, aber aufserdem noch folgende Sachen: ungeschnittenes Weizenstroh, Quecken, Cichorien, Salat, gelbe Rüben, und viele andere Kräuter, die sich niemand in Deutschland einfallen läfst, als Pferdefutter zu gebrauchen. Dies klingt auffallend, aber es ist buchstäblich wahr. Auch meine Pferde haben Weizenstroh, Salat, Blätter vom Blumenkohl u. s. w. fressen müssen.

Die Quecken werden gebundweise und auch nach dem Gewicht verkauft. Wenn ich mich

noch recht besinne, so kostet ein Cantar, oder ohngefehr 250 Pfund nach unserm Gewicht 1 Thlr. 12 Ggr.

Ich erinnere mich in einer deutschen ökonomischen Schrift die Frage gefunden zu haben: Warum der liebe Gott wohl die Quecken erschaffen habe? Der Fragende muſste nicht wissen, daſs sie in Deutschland, so wie überall, officinell sind; und hier in Neapel würde er vollends sehen, wozu sie gebraucht werden können.

Man behauptet hier, daſs die Pferde Stärke dadurch bekommen, und giebt sie ihnen statt des Habers; hinterher sodann Salat, und nur wenig Heu, das man hier für hitzig hält. So viel ich weiſs, verbrennt man in Deutschland die Quekken als unnütz auf dem Felde; aber wäre es nicht nützlicher, sie auch dort als Pferdefutter zu gebrauchen? Sie werden zuerst gewaschen, und dann naſs den Pferden gegeben. Die meinigen wollten anfangs diese Nahrung nicht zu sich nehmen, aber in wenigen Tagen waren sie daran gewöhnt, und fraſsen sie mit Begierde.

Die gelben Rüben giebt man den Pferden mit dem Kraute, und zwar, wie man behauptet, um sie dadurch zu reinigen, und gesund zu erhalten. Sie fressen sie sehr gerne; aber das Futter ist etwas kostbar. Die Rüben werden gebundweise verkauft, und zwei Gebund, worin im Ganzen ohngefehr funfzehn Stück sind, kosten zwei Gran (7½ Pf.)

Der Salat, der nicht der eigentliche Kopfsalat, sondern ein Stengelsalat mit langen Blättern ist, wird auch gebundweise verkauft, und zwar kosten drei Gebund einen Gran (beinahe 4 Pf.). Das Gebund mag ohngefehr 1½ Pfund wiegen. Dies ist die Hauptnahrung der Pferde. Die Cichorien giebt man ihnen vom Monat Mai an den Sommer hindurch.

Haber bekommen sie gewöhnlich nur in vornehmen Ställen, und nur zweimal des Tages, Morgens und Abends. Die Uebrigen erhalten nur dann Haber, wenn sie ausfahren sollen.

Man sieht hieraus, dafs die Pferde hier fast nach Art des Rindviehes gefüttert werden, und

diese Nahrungsart muſs ihnen auf keine Weise schädlich seyn. Sie sind zwar im Ganzen klein, haben aber einen sehr leichten und äuſserst starken Trapp; auch scheinen sie sehr geschmeidig und geschickt zum Abrichten zu seyn.

Fast noch auffallender, als die Wohnung und Nahrung der Pferde, ist in manchen Stücken ihre übrige Behandlung. Wenn sie eben schweiſstriefend zu Hause kommen, so läſst man sie sogleich nach Gefallen saufen; damit sie sich aber dadurch nicht zu schnell abkühlen, macht man gleich darauf Feuer von Stroh unter ihnen an, und fährt ihnen mit brennenden Büscheln überall am Leibe herum. Die deutschen Pferde würden verzweifelte Sprünge machen, wenn sie sich auf diese Art mit Feuer umgeben sähen; die neapolitanischen sind daran gewöhnt, und zucken höchstens etwas mit der Haut, wenn es ihnen zu heiſs wird.

Ich glaube nicht, daſs sich alles von dieser Behandlungsart auf unsere Pferde anwenden liesse; aber gewiſs würde es nicht unvortheilhaft

seyn, in Absicht ihrer Nahrung die Neapolitaner hie und da nachzuahmen. In Deutschland verzehren die Pferde eine ungeheure Menge Getraide, und alles, wodurch der Preis dieses so unentbehrlichen menschlichen Nahrungsmittels vermindert werden kann, muſs dem Denkenden wichtig seyn.

Die Milch ist theuer in Neapel; aber nirgends kann man auch überzeugter seyn, daſs man sie unverfälscht erhält, als hier. Die Kühe nehmlich werden nicht im Stall gemolken, sondern in der Stadt herumgeführt, und vor jedem Hause, worin man Milch nimmt, melkt man ihnen so viel aus, als begehrt wird. Auch läſst man sie an einem Platze stehen; die Käufer kommen, und lassen sich einmelken.

Eben so verfährt man mit den Ziegen, wovon des Morgens und Abends eine Menge kleiner Heerden durch die Stadt getrieben werden. Diese Thiere sind schon so abgerichtet, daſs,

wenn

wenn ein Käufer kömmt, und eine gemolken werden soll, die übrigen sogleich auf den Zuruf ihres Treibers still stehen.

Dieser Gebrauch ist nicht übel, und würde besonders in Schlesien, wo das Landvolk eine so groſse Betrügerei mit der Milch treibt, von groſsem Nutzen seyn. Aber man würde zufrieden seyn müssen, wenn die deutschen Kühe sich an einem Ort öffentlich melken lieſsen; unter so vielen Absätzen würden sie schwerlich die Milch hergeben. Hier bedient man sich der Kälber bei schwer-melkenden Kühen, um sie zum Melken zu bringen.

Die Milch wird nach Caraffen, halben und viertel Caraffen verkauft, und ist weit theurer, wie der Wein, besonders die Kuhmilch. Eine Caraffe, die etwas mehr wie ein Schlesisches Quart, und etwas weniger, wie eine Berlinische Maaſsbouteille, also ohngefehr zehn gewöhnliche Caffeetassen enthält, gilt 4 Ggr. Die Ziegenmilch ist wohlfeiler, kostet aber doch 2 bis 3 Ggr. Von dem gewöhnlichen Wein hingegen kostet

die Caraffe nur 1 Ggr. und von dem sehr guten Lacrima ohngefehr 2½ Ggr.

In Neapel und auch im übrigen Italien bedient man sich, statt der Stöpsel auf Weinflaschen, häufig des Oels. Dies wird oben auf den Wein in dem Halse der Flasche gegossen, und dann setzt man sie ohne weitere Bedeckung, als höchstens mit einem Stöpsel von etwas Werg, hin, bis sie getrunken wird. Ich glaube, daſs man dadurch den gesuchten Endzweck sehr gut erreicht; denn das Oel läſst gewiſs noch weniger Luft durch, als ein Kork. Will man sich des Weins bedienen, so nimmt man das Oel mit etwas Werg herunter.

Die vornehmsten Personen wohnen in Neapel oft zwei bis drei Treppen hoch, und selbst mancher angesehene Mann hat vier Treppen zu steigen. Man kann also errathen, daſs die ho-

hen Wohnungen vorzüglich an den Mittelstand und an die geringere Volksklasse kommen. Diese letzten wohnen entweder, gleich den Adlern, in der Luft, oder sie haben ihr Nest, gleich den Grasemücken, an der Erde, in dunkeln und feuchten Strafsen. Es giebt freilich noch ein anderes Häuflein, das gar kein Nest hat; aber dies sind einige Lazzari, und von diesen rede ich hier nicht.

Um sich das hohe Wohnen etwas zu erleichtern, und die Communication, besonders mit dem Nachbar gegenüber zu befördern, hat man hier ein sehr einfaches Mittel erfunden. Will man ihm nehmlich etwas zustellen, so wird es in einem Korbe heruntergelassen; der Nachbar läfst ebenfalls einen Korb herunter, und nun bitten sie einen Vorübergehenden, die Sache aus einem Korbe in den andern zu legen. Diese wissen schon, was die beiden Körbe sagen wollen, und thun es oft ungebeten.

Statt der Menschen müssen also die Körbe hier hinauf und hinabsteigen. Oft ist auch dies

nicht einmal nöthig. In einigen Strafsen habe ich bemerkt, dafs ein Seil von einem Hause zum andern gezogen war, an welchem ein beweglicher Korb hing. Dadurch wird die Communication noch mehr erleichtert, und die Nachbarn, wenn gleich hoch in der Luft, sind dadurch wirklich so nahe bei einander, als sie zu seyn scheinen.

In Italien winkt man jemandem nicht mit der Hand nach oben zu, sondern nach unten zu, so dafs es beinahe aussieht, als wollte man ihn sich entfernen heifsen. Anfangs ist dies auffallend, und ich bin wirklich oft im Begriff gewesen fortzugehen, anstatt mich zu nähern; aber im Grunde ist dies Zeichen nicht unrichtig. Denn wenn man sich nähern soll, mufs es mit den Füfsen geschehen, und auf diese deutet man durch das Winken hin.

Ich erinnere mich aus meinen Kinderjahren, wie mein Lehrer in der Geographie mir sorgfäl-

tig einprägte, daſs die Butter in Spanien ellenweise verkauft würde, nehmlich in Gedärme von Schweinen gestopft. Dies war mir damals sehr wunderbar und merkwürdig zu vernehmen. Hier sehe ich etwas ähnliches, ohne daſs es mir im geringsten wunderbar erscheint; denn man sieht in einer so weiten Entfernung von seinem Lande so viele fremdartige Dinge, daſs eins das andre verdunkelt.

Es giebt hier sehr viele schöne und fette Schweine; aber das Fett von ihnen bewahrt man nicht in gläsernen oder thönernen Gefäſsen auf, sondern in Blasen. In jedem Materialladen sah ich eine Menge solcher Blasen hängen, ohne anfangs zu wisssn, was darin war. Endlich sah ich in der Straſse Toledo auch einige Lazzari stehen, die mit dergleichen Blasen handelten, und sie von einander geschnitten hatten.

Das Fett erhält sich darin sehr gut, und ist auf diese Art leicht fortzubringen. Auch erhält man dadurch zugleich das Gefäſs mit, worin man es verbrauchen kann.

In Italien, und besonders in Neapel, hat man die Gewohnheit, viele Dinge zu wiegen, die an andern Orten nicht gewogen werden. Hier wiegt man nicht allein Fleisch, Mehl, Zucker, Caffee, sondern auch Aepfel, Weintrauben, Kartoffeln, Gebackenes, ja sogar Kohlen, Holz, Stroh, Quecken u. s. w. Dagegen mifst man die Kastanien.

Die kleinen Sachen, z. B. Rosinen, Feigen, Aepfel, Weintrauben werden nach einem Gewicht, das Rottolo heifst, und ohngefehr 2½ Pf. von unserm Gewicht ausmacht, verkauft; die grofsen Sachen aber, als Holz, Stroh, u. s. w. nach Cantare, wovon einer hundert Rottoli schwer ist.

Meistens wiegt man die Sachen auf Schnellwagen, auf welchen man grofse Lasten mit einem kleinen Gewicht wiegen kann. Aber die Lazzari, die etwas zu verkaufen haben, betrügen gewöhnlich mit diesen Wagen, und man erhält selten das wahre Gewicht.

Die Fortsetzung künftig.

Am 21sten Januar.

Nach langem Unwetter, das Neapolitaner und Fremde beinahe zur Verzweiflung gebracht hat, ist heute wieder ein schöner Tag. Die Sonne scheint unbeschreiblich heiter, und eine sanfte Frühlingsluft gieſst sich durch die Adern.

Um dies reizende Wetter in Gesellschaft zu genieſsen, eilte ich zu einem Freunde, der an der Khiaja wohnt, und setzte mich auf seinem Balcon in die Sonne, um das Gewimmel unter mir auf der Straſse zu sehen. Was sah ich alles! Warlich vieles war darunter, was man in deutschen Städten nie sieht, und deshalb erlaube ich mir, das Gewöhnliche und Ungewöhnliche zu erzählen.

Nicht weit von mir saſs eine Frau fast mitten auf der Straſse, und wand Seide von einem Haspel. Um bei dieser Beschäftigung aber auch einen kleinen Genuſs zu haben, lieſs sie sich auf neapolitanische Art manipuliren, das heiſst, eine andere stand neben ihr, und suchte etwas auf ihrem Kopfe, das ich nicht nennen will. Ob dies andern Leuten nicht auffiel? — Nichts weniger! Dies ist hier etwas so gewöhnliches, daſs man es in allen Thüren, wo geringe Leute wohnen, sehen kann. Man muſs gestehen, daſs die Neapolitaner sehr reinliche Leute sind. —

Dicht bei diesen beschäftigten Beiden saſs eine andere Frau, und strickte ein Fischnetz, und ohnweit von dieser standen wieder drei Weibsbilder mit Rocken und Spindel in der Hand, und spannen fleiſsig. Denn in Neapel spinnt man immer stehend oder im Gehen. Der Rocken wird mit der linken Hand umspannt, und die Finger reichen dann so weit herum, daſs sie noch den Faden können bilden helfen.

Damit auch die Scene etwas belebt würde,

zankte sich eine Frau heftig mit einem Mann, und schlug dabei ihren Sohn; aber die Vorbeigehenden gaben so wenig Acht darauf, wie auf jenes Manipuliren.

Gegen mir über hing auf dem weiten Platz am Ufer des Meers eine unbeschreibliche Menge Wäsche; mitten darunter standen Waschweiber an steinernen Trögen, und schlugen die Wäsche unaufhörlich auf die Steine, um sie zu reinigen. Es mag auch meiner Wäsche nicht anders gehen.

Weiter herunter nach der Villa exercirte ein Bataillon vom Regiment Corpo Palatino, das die Wache immer am königlichen Schloſs hat. Dies Regiment, das schönste in Neapel, ist roth gekleidet, trägt dabei blaue ungarische Hosen und ungarische Stiefeln. Es gewährt in der Nähe und Ferne einen prächtigen Anblick, und exercirt beinahe so gut, als ein preuſsisches Regiment.

Die Wogen des Meers brausten schäumend an das Ufer, obwohl der Wind vom Lande wehte, und den sprützenden Schaum zurückwarf.

Vom Gestade glitten Schifferbarken, und arbeiteten lange in der Brandung, von der sie gewaltig zurückgeworfen wurden; endlich tanzten sie hinüber, und gesellten sich zu den andern Barken, die schon in dem weiten Golf umherschwammen, und die Bewohner der Tiefe für den morgenden Fasttag heraufholten. Ein Schiff lief aus dem Hafen und segelte langsam nach der Oeffnung des Golfs zwischen Pausilippo und Capri.

Mit weifsen Häuptern ragten der Vesuv und Somma über Pizza Falcone hervor, und die Gebiigskette vom Cap Minervae war ebenfalls mit Schnee bedeckt. In silbernem Sonnenschein lag Pausilippo, und vor dem fernen Capri webte sich ein Flor von weifslichtem Duft.

Die majestätische Scene in der Ferne blieb, aber die wimmelnde Scene in der Nähe veränderte sich mit jedem Augenblick. In den einspännigen Caleschen der Stadt-Vetturini's liefen die kleinen neapolitanischen Pferde mit unglaublich schnellem Trabe vorbei; ein zweirädriger Holzwagen mit grofsen weifsen Ochsen bespannt,

kam von Pausilippo her, verfolgt von einigen Knaben der Lazzari, welche vor aller Menschen Augen Holz von dem Wagen stahlen, und mit ihrer Beute triumphirend davon gingen.

Dies scheint etwas ganz Recipirtes in Neapel zu seyn, und nicht allein die kleinen, auch die großen Lazzari stehlen auf diese Art ohne Scham. Ich habe gesehen, daſs ein solcher Kerl vor dem königlichen Pallast einem Bauer ein Gebund Holz vom Wagen stahl, und zwar unter den Augen von vielen hundert Menschen. Der Bauer wurde es gewahr, und lief ihm nach, muſste sich aber eine lange Zeit mit ihm zanken, ehe er sein Holz wiederbekam. Ich begreife nicht, wie man dies rechtfertigen will. Selbst in Sparta ging es ja nicht so weit, und wer bei dem Diebstahl entdeckt ward, wurde mindestens bestraft; hier ist der Bestohlene froh, wenn er seine Sache wiederbekommt, und der Dieb geht voll Unwillen fort, daſs der Streich nicht gelang.

Aber zurück zu der Khiaja! Ein geschmücktes Weib vom Lande ritt queer auf einem Esel in ruhiger Stellung sitzend nach Pausilippo, und

der Mann trieb den Esel. Es war eine Flucht nach Aegypten. Auf einem alten Pferde kam ein Dominicanermönch auch in der Queere sitzend geritten, und an der andern Seite des Pferdes hingen eine Menge Körbe mit Waaren, die er entweder erbettelt, oder für sein Kloster eingekauft hatte. Gleich darauf kam ein Lazzaro, der Stücke von zerschnittenen Melonen, das Stück um zwey Pfennige, feilbot, hinter ihm folgte ein Esel mit Aepfeln aus Genua, die ringsum mit Rosmarinstengeln besteckt waren, beladen, und hinter diesem wieder ein Knabe, der Stücke gezogenen Honigs um einen Pfennig ausrief. Die müſsigen Figuren, die vorbeigingen, standen, saſsen, schrien, spielten, gaften, sind unzählig.

Alles dies eilte in wenigen Minuten vor meinen Blicken vorüber, mindestens in so viel Zeit, als man es lesen kann. Es ist nichts Grosses und Wichtiges, aber etwas Neapolitanisches, und wer diese Stadt kennt, wird hier ein kleines abgerissenes Stück aus dem groſsen Gemählde wiederfinden.

Preis einiger Lebensmittel in Neapel.

In den letzten zehn Jahren sind die Preise der Lebensmittel, und anderer Sachen, deren Werth durch sie bestimmt wird, in den meisten Gegenden von Europa um die Hälfte gestiegen. Mit Schrecken habe ich auf meiner Reise die unerhörte Theurung bemerkt, die auf dem ganzen Strich von Ollmütz bis Neapel, von Mähren bis Terra di Laboro, herrscht. An einigen Orten noch in Deutschland mufste ich den schlesischen Scheffel Haber mit acht bis zehn Thaler bezahlen, an manchen war gar keiner zu bekommen, und ich mufste die Pferde mit Kleyen füttern lassen; auch fand sich oft für die Menschen in den Wirthshäusern nichts, als etwas Wein und Brod. Besonders war dies der Fall in den öster-

reichischen Ländern, so weit der Krieg durch Krain und Steyermark seinen schrecklichen Arm ausgestreckt hatte. In Wien und Florenz fand ich die Lebensmittel, besonders aber im letzten Ort Heu und Stroh am wohlfeilsten.

Auch bis Neapel hat sich dies allgemeine Steigen der Preise verbreitet. Vor zehn Jahren waren hier die meisten Dinge um die Hälfte von dem zu bekommen, was sie jetzt gelten. Indessen scheint es hier auch jetzt noch wohlfeiler, als in andern Gegenden Italiens zu seyn.

Im Ganzen kann man von Neapel, so wie leider von ganz Italien sagen, daſs die meisten Dinge, die zum Luxus gehören, wohlfeil, daſs hingegen mehrere unentbehrliche Lebensbedürfnisse theuer sind. In Rom bezahlte man im November 1801 vierzehn Loth Brod ohngefehr mit einem Groschen, dagegen bekam man Feigen, Rosinen, Citronen, Wein um geringes Geld. Hier sind einige Bemerkungen über die Beschaffenheit und den Preis der Lebensmittel in Neapel.

Man iſst hier kein andres Brod, als aus

Waizen gebacken, und die beste Sorte davon ist so weiſs, wie ich es an keinem andern Ort gesehen habe. Es ist aus der Blume des Getraides, (il fiore) wie man es hier nennt, gebacken, und sieht auch auswendig so weiſs, fast wie gebackener Gips, aus. Von diesem feinsten Brod, bis zu dem herunter, in welchem Mehl und Kleyen untereinander gebacken werden, sind mehrere Abstufungen in Absicht der Weiſse uud Feinheit; aber von Roggenbrod weiſs man hier gar nichts.

Zwei Bagnotten (Losen, aneinanderhängende Semmeln,) von dem feinsten Brod, die ohngefehr $\frac{1}{2}$ Pf. wiegen, kosten jetzt 14 Pfennige; das gröbere Brod ist verhältniſsmäſsig wohlfeiler, doch immer noch sehr theuer.

Das Fleisch wird hier, wie viele andere Sachen, nach einem Gewicht, das Rottolo heiſst, und ohngefehr zwei Wiener, auch Berliner Pfund ausmacht, verkauft. Ein Rottolo Rindfleisch kostet 19 Gran (Kreuzer) oder beinahe 6 Ggr., Schweinefleisch 17 Gr. das Hammelfleisch 16 Gr.,

das Lammfleisch aber ist etwas wohlfeiler, so wie das gewöhnliche Kalbfleisch, und wird stückweise bezahlt. Unter allen ist das sorrentinische Kalbfleisch am theuersten. Das Rottolo davon kostet fünf Carlin oder 15 Ggr. Dies Fleisch ist nicht eigentlich Kalbfleisch, sondern nach dem Fett und der Gröfse der Kälber vielmehr junges Rindfleisch. Die Kälber sind nehmlich schon viele Monate alt, wenn man sie schlachtet, und werden, wenn sie recht delicat seyn sollen, mit Milch und Reifs aufgefüttert.

Vor einiger Zeit hat ein vornehmer Cavalier sechs solcher Kälber auf diese Art mästen lassen, und sie mit nach Palermo zum Geschenk für den König genommen. Man sagt, dafs sie alles übertroffen haben, was man bis jetzt von solchen Kälbern gesehen hat.

Auch das Fleisch der gewöhnlichen sorrentinischen Kälber ist unbeschreiblich fett, und man haut Stücke daraus, die mit dem englischen Roastbeef es zur Noth aufnehmen könnten.

Zu bemerken ist, daſs die hiesigen Fleischer die geschlachteten Thiere auf eine Art zu zerhacken verstehen, daſs jedes Stück ein besonders gutes Ansehen bekömmt. Die Knochen liegen immer so versteckt, daſs der Käufer sie nicht bemerkt. Indessen glaube ich auch, daſs man hier überhaupt das Fleisch mehr ohne Knochen verkauft.

Die Hühner, Tauben, welschen Hühner, Enten u. s. w. sind ebenfalls sehr theuer. Ein gutes Huhn wird mit drei Carlin, und ein Paar Tauben eben so theuer bezahlt. Das Federvieh hat aber von dem türkischen Waizen, womit es gemästet wird, einen trefflichen Geschmack, und das Fett ist ganz gelb davon. Ueberhaupt scheint es mir, als hätte alles Fleisch einen weit bessern Geschmack, als in Deutschland, und dies würde sich leicht von dem beständig grünen Futter, welches das Vieh genieſst, herleiten lassen.

Ein welscher Hahn kostet 15 Carlin, oder nahe an zwei Thaler, und eine Ente 4 Carlin. Das Federvieh wird hier aber auch stückweise

verkauft, und man kann einen Flügel, eine Brust, eine Keule u. s. w. einzeln bekommen. Zu Hunderten hängt das geschlachtete Geflügel, gerupft und ausgenommen, in den Buden, und Hunderte werden in jedem Augenblick auf der Straſse von den Verkäufern geschlachtet.

Das Gewild ist hier nicht minder theuer. Für einen Hasen wird 1 Thlr., oder 8 Carlin, gefodert.

Auch die Butter wird hier theuer bezahlt, besonders die sorrentinische. Das Rottolo davon wird in Toledo um 6 Carlin verkauft, und der Geschmack ist zwar gut, unterscheidet sich aber nicht hinlänglich nach diesem Preise. Mir bringt ein Bauer sie aus Portici, und ich bezahle ihm für das Rottolo 3 Carlin, also ohngefehr zu dem Preise, wie an wohlfeilen Orten in Deutschland. Dieser Mann bringt mir gewöhnlich auch frischen Käse von Büffelkühen, der einen weit angenehmern Geschmack, als bei uns der sogenannte weiche Käse hat, auch etwas anders aussieht, und ganz süſs ist. Ich mögte ihn Käselab nennen.

Das Rottolo Schweineschmalz wird mit 2½ Carlin bezahlt. Wie theuer die Milch sey, habe ich an einem andern Ort schon erwähnt; aber mit dem Frühjahr wird sie wohlfeiler werden. Der Genuſs der Milch war hier ehedem sehr wenig im Gebrauch; die Fremden haben dies Nahrungsmittel den Neapolitanern gleichsam erst bekannt gemacht, und dies mag der Grund seyn, warum es noch so selten ist.

Die Eier sind jetzt auch im Preise. Das Stück gilt in Toledo 2 Gran, bekommt man sie aber aus der ersten Hand, 1½ Gran.

Dies ohngefehr sind die theurern Artikel, und man wird finden, daſs sie mit zu den ersten Lebensbedürfnissen gehören. Was minder sättigt, und mehr die Zunge kützelt, ist wohlfeiler. Indessen sind auch die Gartengewächse zu geringen Preisen zu bekommen.

Der Blumenkohl, der hier von einer Gröſse ist, daſs man in Deutschland kaum einen Begriff davon hat, kostet wenig. Vor Weihnachten kaufte man um 3 Gran so viel, daſs zwei Personen

hinlänglich genug daran hatten; nach Weihnachten ist er etwas theurer, und man kauft ohngefehr um 4 Gran so viel. Es würde nicht schwer seyn, Blumen zu finden, von denen eine 8 bis 10 Pf. wiegt. Ich lasse immer nur eine von der kleinern Gattung einkaufen, und sie reicht gewöhnlich auf zwei Mahlzeiten.

Die Kartoffeln hingegen sind schlechter, als in Deutschland, und, was man kaum glauben sollte, auch bei weitem theurer, als der Blumenkohl. Schon der Umstand, daſs sie nach dem Gewicht verkauft werden, vermehrt ihren Preis, weil sie specifisch schwer sind. Das Rottolo kostet jetzt 5 Gran, und der gemeine Mann kann sie deshalb nicht, wie in dem gröſsten Theil von Deutschland, zu seiner Hauptnahrung machen. Es scheint, als wenn ein böses Ohngefehr es hier recht darauf angelegt hätte, den Armen die Sättigung zu erschweren; darf man sich wundern, wenn die Bettelei überhand genommen hat?

Der Procoli, eine Art Kohl mit kleinen Knöspchen und von sehr zartem Geschmack, so

wie auch der gewöhnliche grüne Kohl, ist ohngefehr in gleichem Preise mit dem Blumenkohl. Er wird gebundweise verkauft, und das Stück davon kostet $\frac{1}{2}$ Gran. Die Radiese sind besonders wohlfeil; für einen Gran bekommt man jetzt vier Gebund, und im Sommer acht. Die gelben Rüben, die weissen Wasserrüben, die Kürbisse, sind ohngefehr in demselben Preise, aber besonders wohlfeil sind die mancherlei Arten von Salat, und für $\frac{1}{4}$ Gran ist ziemlich hinlänglich für eine Person. Alles dies übertrifft an Wohlfeilheit die junge Zichorie, die man hier in Suppen isst; für 1 Gran bekommt man 20 Gebund.

Die Rosinen und Feigen werden hier nicht von Kaufleuten, sondern von Budenbesitzern, die mit Aepfeln, Nüssen, Kastanien u. s. w. handeln, verkauft. Das Rottolo Stengelrosinen kostet 2 Carlin, und die Feigen eben so viel. Die Mandeln sind jetzt sehr theuer, denn die Franzosen haben eine ungeheure Menge davon mit nach Frankreich genommen; das Rottolo kostet daher 4 Carlin.

Dafs Citronen, Pommeranzen u. dgl. hier wohlfeil sind, darf ich dem Deutschen nicht sagen, aber den eigentlichen Preis dieser Früchte wissen doch Wenige. Zwei oder drei Citronen gelten einen Gran; die Pommeranzen sind wohlfeiler. Man erhält drei bis sechs Stück um eben so viel Geld. Seit Weihnachten haben diese lezten einen sehr schönen Geschmack, wie ich ihn nie in Deutschland, wo sie so theuer sind, gefunden habe. Dort nennt man sie gewöhnlich Apfelsinen, hier heifsen sie Portugalli, oder süfse Pommeranzen.

Die Aepfel sind verhältnifsmäfsig theurer; das Rottolo davon kostete vor Weihnachten 2 Gran, nachher 3 bis 5 Gran. Sie gehören unter die wenigen Dinge, die hier keinen so guten Geschmack haben, als in Deutschland; auch habe ich die edelsten Arten davon hier noch nicht bemerkt. Der Borstorfer-Apfel, der Stettiner, die Goldrenette, der Pepin u. s. w. werden hier nicht gefunden. Dagegen hat man Genueser-Aepfel, Limoncelli, und viele andre Arten, die man in Deutschland nicht kennt.

Es scheint, als wenn die Natur hier in allen Dingen einen höhern Schwung nähme, wie in kältern Gegenden, und nur das Edle ganz ausbildete. Kartoffeln und Aepfel schmecken hier nicht so gut, aber die Weintrauben, die Melonen, die Pommeranzen u. s. w. sind vortrefflich. Man sagt mir zwar, daſs das minder Schmackhafte der Aepfel darin seinen Grund hätte, weil man sie nicht reif werden lieſse; aber sie dauern doch, und schrumpfen nicht zusammen. Ich glaube vielmehr, daſs dies Clima zu warm für Aepfel ist.

Man verkauft hier auch eine Art sehr wohlschmeckender Haselnüsse, das Schock um 2 Gran. Der Kern davon ist groſs und fest. Um ihn noch pikanter im Geschmack zu machen, dörrt man sie scharf in einem Ofen.

Die Kastanien werden gemessen, und sind verhältniſsmäſsig theurer. Es kommen nur 12 bis 16 auf einen Gran. Seltsam! Auch diese Frucht könnte zur Sättigung dienen.

Die Fortsetzung künftig.

Erinnerungen
an
die Freunde meines Lebens,
von den Jahren meiner Kindheit an.

Wenn man einige hundert Meilen von seinem Vaterlande entfernt ist, wenn alles um uns her eine veränderte Gestalt angenommen hat, wenn die Natur, die Menschen, die Sitten sich verwandelten, wenn man nur selten einen vaterländischen Genossen findet, der nicht mit verwandelt ist, dann wird uns das, was uns ehmals theuer war, noch unendlich theurer, dann beginnt man, sein Vaterland und die Menschen darin mehr zu lieben, wie je, dann steigen, besonders unsere ehemaligen Freunde, in einem sehr reizenden Lichte vor der Seele auf.

Alles, was mir von den Jahren meiner Kind-

heit an, bis jetzt, theuer war, alles, zu welchem in meinem vorigen Leben meine Seele sich hinneigte, ist fern, sehr fern von mir; ich bin unter einem fremden Himmel, unter fremden Menschen, von denen ich nie etwas wuſste, nie etwas vernahm. Noch hat sich mein Herz nur wenig zu neuen Freundschaftsbündnissen geöffnet; aber um so theurer sind mir die alten, und ich kann mir die Freude nicht versagen, sie noch einmal recht lebhaft in meine Seele zurückzurufen.

Vielleicht werde ich in meinem künftigen Leben nur wenige von meinen Freunden wiedersehen, vielleicht keinen; aber ich will wenigstens noch einmal von ihnen und mit ihnen reden, ich will ihnen aus weiter Entfernung, tief aus dem Süden Europa's, und vom Gestade des mittelländischen Meers her ans Herz rufen, daſs ihr Andenken noch lebendig und neu in meinem Herzen wohnt.

Der erste Freund meiner Kindheit, als ich noch unbefangen im väterlichen Hause war, hieſs

Pape. Kaum, daſs noch ein Schatten von seinem Bilde vor mir aufsteigen will; aber das entsinne ich mich noch genau, daſs die Blattern einst sein Gesicht roth gefärbt hatten.

Ich verlebte mit ihm einige von den frühen rosenfarbenen Knabenjahren, und weiſs nur das noch von unsrer Freundschaft, daſs ich ihn sehr lieb hatte, und daſs der erste Seelenschmerz, an den ich mich zu erinnern vermag, sich meiner bemächtigte, als ich mich von ihm trennen muſste. Er ward in meiner Vaterstadt, in Uelzen im Lüneburgischen, bei seinen Verwandten erzogen, und kam dann, ohngefehr im zehnten Jahr, zu seiner Mutter nach Otterndorf im Lande Hadeln. Seit dieser Zeit habe ich ihn nie wieder gesehen, nie etwas von ihm gehört. Ich erinnere mich blos, daſs ich in öffentlichen Blättern den Namen Pape als Schriftsteller erwähnt gefunden habe, aber ich weiſs nicht, ob es mein Freund ist.

Wenn du noch auf Erden wallest, erster Freund meiner Kindheit, wenn du dreiſsig Le-

bensjahre zurückzudenken vermagst, so wirst du dich erinnern, wie ich meine ganze kindische Beredsamkeit aufbot, dich bei mir zurückzubehalten, und wie alles umsonst war. Ich weiſs es noch, daſs ich tief traurig über deinen Verlust war, aber ich zweifle, daſs dein Gefühl ganz dem meinigen glich; denn der Hinwegeilende leidet nicht so viel, als der Zurückbleibende.

Seitdem sind unsere Lebensbäche in verschiedenen Richtungen dahin geflossen, und haben sich nie wieder berührt; aber ich sehne mich, zu wissen, ob der Deinige durch Blumenfelder dahin eilte, oder ob er auch durch Klippen und Dornengebüsche sich durchdrängen muſste? Ach, auch dir wird das allgemeine Loos der Menschen, das jedem seine Blumen und seine Dornen hinwirft, nicht vorübergegangen seyn.

Mir ging es nicht vorüber. Seit dem Schmerz, den ich bei der Trennung von dir empfand, habe ich noch oft den Schmerz getrennter Freundschaft gefühlt, und nicht ihn allein: tausend rizzende Dornen habe ich unter den Blumen des

Lebens gefunden, und vorzüglich in meinem lezten Lebensjahre, wo Krankheit des Körpers und der Seele mich wütend ergriff. Aber ich will hier nicht davon reden; nur was meine Freunde betrifft, soll jetzt bei mir vorübergehen. O Trennung, Trennung!

Oft hing ich fest an einem treuen Freund,
Du aber schlugst in seine Brust die Klauen,
Und rissest ihn, mit heißem Schmerz beweint,
Oft in das Grab, oft hin zu fernen Auen.

Der zweite Freund meiner Kindheit ist nicht mir allein, sondern auch vielen andern bekannt, mindestens dem Namen nach. Es ist Veit Weber, der durch die Sagen der Vorzeit, so wie durch manche andere Schriften so bekannt geworden ist. Aber er heißt nicht Veit Weber. Dies ist nur sein schriftstellerischer Name; sein wahrer Name ist Philipp Leonhard Wächter, und unter dem Namen Philipp war er der Freund meiner Kindheit, so wie ich der seinige unter dem Namen Fritze.

Sein Vater war Prediger in meiner Vater-

stadt, und wohnte nur ein Haus von dem Hause meiner Eltern. Wir sahen uns alle Tage, und ich erinnere mich noch sehr lebhaft der beiden Maulbeerbäume in seinem Hofe, zwischen denen wir eine Schaukel angebracht hatten, noch sehr lebhaft der Hagedornschen Fabel, die wir pantomimisch zusammen aufführten.

Zu unserer Knabenlectüre nehmlich gehörte auch die Fabel von Hagedorn: der Adler, die wilde Katze und die wilde Sau, und diese hatte einen so tiefen Eindruck auf unsere Einbildungskraft gemacht, daſs wir sie dramatisch darstellten. Von einem Schriftsteller, wie Wächter, sind auch kleine Züge aus den Jahren der Kindheit anziehend, und ich erlaube mir deshalb die Erzählung von diesem unsern kindischen Spiel. Die Fabel fängt *) so an:

Es hatt' auf einem hohen Baum
Der Vögel Königin den Obersitz genommen,

---

*) Ich würde den Anfang dieser Fabel hier nicht hersetzen können, (denn ich habe die Hagedornschen Ge-

seligen Adler. Still, still, rief die Katze, damit er es nicht hört; aber weiſs sie, liebe Frau Gevatterin, wie sie ihn anführen kann? Bleibe sie fein zu Hause, und verlasse sie ihre Jungen nicht; ich will es eben so machen.

Die Sau versprach auch dies fest, und nun ergossen sich beide über den boshaften Nachbar in bittre Schmähungen. Sodann nahm die Katze einen zärtlichen mütterlichen Abschied, und kroch zum Adler, wo dieselbe Scene wiederholt ward.

Wir hatten nun unsere Jungen viel zu lieb, und hüteten das Nest unaufhörlich. Endlich kam der Hunger; wir fingen an zu ächzen und sterben. Sogleich kam die Katze, und fraſs uns auf. Ich weiſs, daſs die Katze mich bei dieser Gelegenheit oft weidlich hin und her gerissen hat.

So endigte unser kleines Drama. Wer dies alles für Kleinigkeit hält, dem will ich es gern erlauben; aber es wird auch manchen geben, der es nicht dafür hält, oder vielmehr, der es weiſs, daſs fast das ganze menschliche Leben aus Kleinigkeiten besteht, und daſs manches davon etwas

was Groſses für unser Herz seyn kann. Es gab niemand auf unsere Spiele Acht; aber mir scheint, daſs wenigstens der Erfinder dieses kleinen Drama etwas Kopf verrathen hat. Ich weiſs nicht mehr, wer es war. Sollte jener Pape, den ich in den öffentlichen Blättern fand, mein Freund seyn, so wäre es merkwürdig, daſs diese drei kleinen Schauspieler drei Schriftsteller geworden wären.

Ich erinnere mich aus dieser Zeit, daſs Veit Weber eine Menge alter Bücher aus der Kirchenbibliothek, die sein Vater unter sich hatte, begierig las, und schon damals viele romantische Vorstellungen in seiner Seele herumtrug. Seine Leserei bestand, wenn ich mich noch recht besinne, in der Geschichte eines alten Helden. Er erzählte mir oft davon, und mir schien damals alles sehr wunderbar.

Diesen Freund verlohr ich ebenfalls frühzeitig. Sein Vater ward als Prediger nach Hamburg berufen, und mein Philipp folgte ihm mit Freuden nach dieser groſsen Stadt. Ich weiſs, daſs

ich am Morgen der Abreise viele Thränen vergoſs. Seit dieser Zeit habe ich auch diesen Jugendfreund nicht wieder gesehen; aber gehört habe ich oft von ihm, und unser Leben hat sich in einigen kleinen Punkten berührt. Als ich die Universität Göttingen bezog, hatte er sie eben verlassen, und ich traf noch Bekannte von ihm. Der Verleger seiner Sagen der Vorzeit ist Herr Maurer in Berlin; derselbe Buchhändler hat auch einige von meinen unwichtigen Sachen verlegt.

Wenn du dich meiner noch erinnerst, Freund meiner Jugend, so rufe noch einmal die goldenen Jahre der Kindheit in dein Herz zurück, wo unsere Seele einem Spiegel gleicht, in welchem die groſsen Leiden des Lebens sich noch nicht abgebildet haben, der noch ungetrübt ist, und alle kleinen Freuden des Daseyns in dem reizendsten Lichte zeigt. Wir haben mehrere von diesen Jahren zusammen verlebt, worin Unschuld und Natur unsere Begleiterin war, und wir wären ohnstreitig die glücklichsten Menschen gewesen,

hätten alle unsere Lebensjahre denselben Stempel getragen.

Der dritte Freund, den ich in meiner Vaterstadt hatte, hieſs Meyer. Er kam aus einem fremden Ort nach Uelzen auf die Schule, und wohnte bei dem damaligen bekannten Probst Zimmermann daselbst. Unsere Freundschaft entspann sich auf eine sehr einfache und ungekünstelte Art. Nachdem wir eine Zeitlang mit einander bekannt gewesen waren, sagte er mir einst, daſs er so gern in meiner Gesellschaft wäre; ich gestand ihm aus vollem Herzen dasselbe, (denn in dieser Lebenszeit spricht die Zunge noch nicht allein,) und seitdem waren wir unzertrennlich.

Wir mochten damals ohngefehr zwölf Jahr alt seyn, und unser beständiges Beieinanderseyn wurde unsern andern Gespielen schon auffallend. Ich glaube selbst, daſs man uns einen Namen gegeben hatte; aber dies störte uns keinen Augenblick, und wir schlossen uns um so fester an einander. Es war ein sehr süſser Augenblick für mich, als mir einst jemand sagte: ich müſste

einen recht wahren Freund an Meyern (denn meine Freunde hieſsen nun schon nach ihrem väterlichen Namen, und ich schon Benkowitz) haben, denn er hätte sich meiner in der Abwesenheit mit der gröſsten Heftigkeit angenommen. O ich erinnere mich noch sehr lebhaft, wie wohl das meinem Herzen that.

> O Freundschaft, erstgebohrnes Kind
> Des liebevollesten der Wesen;
> Süſs, wie die Träume vom Genesen
> Dem hofnungslosen Kranken sind!

Es war damals, daſs ich diese Süſsigkeit zuerst mit einigem Nachdenken empfand. Wenn mich nach Meyern verlangte, gab ich ohnweit von seinem Fenster ein Zeichen, und sogleich kam er zu mir herunter. Wir verlebten dann auf Spaziergängen unter fast unabgeriſsnen Gesprächen sehr süſse Stunden.

Alles ist mir aus dieser Freundschaft ein angenehmes Andenken, nur etwas hat mich nachher oft Erröthen gemacht. Meyer hatte mehr Taschengeld, als ich, und eine gewisse Nasch-



haftigkeit überwand meine damals sonst grofse Bescheidenheit; ich litt nicht nur, dafs er oft mit mir theilte, ich gab selbst Gelegenheit dazu, und seine Gutmüthigkeit bequemte sich immer willig. Dies hat mir noch lange nachher Beschämung verursacht, und noch jezt wundere ich mich über diese Eigennützigkeit, da ich sonst nicht dazu geneigt bin. Es war in dieser Rücksicht gut, dafs ich nach wenigen Jahren von ihm entfernt ward; ich hätte ein eigennütziger Freund werden können.

Er war der erste von meinen Freunden, den ich verliefs, und ich fühlte dabei recht lebhaft, dafs das Verlassen bei weitem nicht so schwer sey, als das Zurückbleiben. Ich erinnere mich nicht, dafs ich über unsere Trennung geweint hätte, ob ich ihn gleich herzlich liebte.

In meiner Vaterstadt hatte ich noch mehr Gespielen, die mir theuer waren, und mit denen ich sehr viel Vergnügen genofs. Ernst, Hartwig, Wilhelm, euer Bild und euer Name steht noch lebendig in meinem Herzen. Noch erinnere ich

mich mit Vergnügen, wie wir des Sonntags nach dem kleinem Dorfe Fersèn gingen, wie wir da frohen Muthes unsern Zwieback afsen, und unser süfses Bier tranken, wie wir in dem schönen Tannenwäldchen zu dem Quell eilten, wie wir uns in der Wipperau badeten, und neugierig die Papiermühle besuchten. O es waren sehr unschuldige und süfse Freuden, die wir genossen, denn sie haben auf immer einen angenehmen Eindruck hinterlassen.

Von Uelzen kam ich, als ich vierzehn Jahr alt war, nach Stendal auf eine gröfsere Schule. Mein Herz war nun schon daran gewöhnt, immer jemanden zu haben, an den es sich vorzüglich hing, und ich fand bald, was ich, ohne es zu wissen, suchte. Ein feingebildeter Knabe, mit einem eben so feinen und angenehmen Wesen, zog bald meine ganze Aufmerksamkeit auf sich; aber es war nicht sowohl seine Bildung und sein Wesen, als, ich mufs es nur gestehen, vielmehr seine Kleidung, die ich so modisch und niedlich noch nicht bei meinen Gespielen gesehen hatte.

Dies machte mich etwas schüchtern, und ich wagte kaum, seine Freundschaft zu suchen. Er war mir übrigens an Geistesbildung weit überlegen. Ich sprach über Gegenstände, nach dem ersten Eindruck, den sie auf mich machten, er machte Bemerkungen; ich war ganz natürlich aufgewachsen, er hatte eine gewisse Welt; ich redete, wie mir der Augenblick eingab, er wählte die Worte, und hatte Wendungen in seiner Sprache. Dies alles unterschied uns, aber da wir in einer Classe waren, so fanden wir uns dennoch bald, und wurden sehr innige Freunde. Er war der Sohn eines Hofraths und hieſs Schröckh.

Viele Jahre sind es schon, daſs er hinübergegangen ist zu jenem Lande, aus dem keine Nachrichten mehr zu uns kommen; aber sein Bild lebt in meiner Seele, und wird nie darin verlöscht werden. Er hatte viele Vorzüge vor andern, und bei einem äuſserst zarten und schwachen Körper that sich immer sein Geist hervor. Noch seh ich ihn, wie er bei unsern kleinen Redeübungen da stand, und mit einem rührenden

Ausdruck in der Declamation sehr passende Gesten verband; noch höre ich, wie schön er das Wort Schmerz aussprach, und die schönsten Stellen aus Klopstocks Messias mit sanftem Nachdruck vortrug.

Alle dergleichen Dinge waren in der Schule meiner Vaterstadt nicht vorgekommen, und ich ward sehr davon hingerissen. Aber wie hölzern stand ich da, als ich das erstemal declamiren sollte! Gleich einer Marionettenpuppe, die durch einen Drath ihr ganzes Leben erhält, hob und liefs ich die Arme sinken, und sagte dabei monotonisch die schöne Stelle aus dem Messias her:

— — — Ja, bitter ist doch von Geliebten,
Jammervoll ist die Scheidung, der keine Stunde gesetzt ward,
Ach, zum Wiedersehen u. s. w.

Aber da die Sache so vielen Reiz für mich hatte, und wir überdies durch einen trefflichen Lehrer im Declamiren gebildet wurden, so machte ich bald Fortschritte auf dieser Bahn, und nach einigen Jahren hatte ich die Freude bei

einem Rede-Actus, daſs man ungewiſs war, wer am besten declamirt hätte, Schröckh oder ich.

Auch wurden wir zuletzt die beiden ersten in der Schule, und wechselten oft halbjährig mit dem obersten Platz ab, je nachdem wir unser Latein am zierlichsten geschrieben hatten; aber ich besinne mich nicht, daſs je sich deshalb Neid unter uns gezeigt hätte. Demohngeachtet hob die Zwietracht auf eine andere Art ihr Haupt zwischen uns empor, und trennte uns. Wir, die wir gleich gestimmt waren, gleiche Urtheilskraft, gleiches Gefühl, gleiche Anlagen hatten, wir sahen, sprachen, liebten uns nicht mehr.

Es ist schon lange, daſs du hinübergegangen bist, edler Freund, zu jenen Gefilden, zu denen wir alle auf dem Wege sind, aber noch immer erfüllt mich das Andenken an unsre Zwietracht mit Schmerz und Wehmuth. Ich weiſs nicht genau, wie sie entstand, und so lange fortgepflanzt wurde; aber ich nehme mit Freuden die Schuld davon auf mich. Der kleinste Funke von Unwillen ist längst in meinem Herzen getilgt,

und mit ausgebreiteten Armen werde ich dir entgegen gehen, wenn ich in jenen Gefilden dich wiederfinde, wo keine Zwietracht mehr ihr scheufsliches Panier zwischen Freunden aufsteckt.

Er bezog ein Jahr früher, als ich, die Akademie, und am Morgen seiner Abreise söhnten wir uns aus, ach, um uns nachher noch einmal auf dieser spätern Laufbahn bitter zu entzweien. Ich wende meinen Blick davon hinweg, denn ich fasse noch nicht, wie ich mit einem für mich so passenden und alten Freunde in Zwietracht leben konnte. Aber je älter die Freundschaft ist, um so zarter wird sie oft, um so leichter ist sie zu verletzen.

Ich erinnere mich aus der Zeit meiner Schuljahre, dafs ich eine lebhafte Dankbarkeit gegen die Lehrer empfand, von denen ich etwas Neues oder Vorzügliches lernte. Besonders wandte sich meine Achtung gegen den damaligen Rector, Namens Brohm, der einen trefflichen Vortrag, einen edlen Karakter, und überhaupt alles besafs, was zu einem guten Lehrer gehört. Von ihm em-

pfing ich das erste Licht, die erste Ahndung von dem, was es Gutes und Schönes im Reich der Wissenschaften gäbe, und meine Achtung wäre in die zärtlichste Freundschaft übergegangen, wenn die Verhältnisse des Lehrers und Schülers es erlaubt hätten. Noch sehnt sich mein Herz nach diesem Manne.

Es ist wahr, daſs er die wenigen Anlagen, die ich hatte, nicht ermunterte; im Gegentheil scheint es mir noch jetzt, daſs er meine Arbeiten zu tief herabsetzte. Aber er hatte gewiſs seine Gründe dazu, und es geschah vielleicht, um kein Selbstgefühl in mir emporkommen zu lassen.

Ich hatte damals ein Gedicht gemacht, über Religion und Freigeisterei, das sich so anfing:

> O du, vom Himmel uns gesandt,
> Religion, der Gottheit gröſste Gabe,
> Wie selig der, der einmal dich erkannt,
> Dich, einz'gen Trost im Leben und am Grabe.

In diesem Gedicht kamen auch folgende Stellen vor:

> Du bist es, die in trüben Stunden,
> Wenn auf den Leidenden die Last des Elends sinkt,

Wenn nun der lezte Trost verschwunden,
Und seine Seele ganz den Kelch der Leiden trinkt,
Die dann ihr Antlitz zu ihm wendet,
Und Linderung und Seelenruh ihm sendet u. s. w.

Ferner:

Und wenn von dieser schwarzen Lehre *)
Dein eignes Herz auch überzeuget wäre,
So braucht 's ein Fünkchen Edelmuth
Und Menschenliebe nur, es andern zu verhehlen,
Und ihnen nicht das höchste Gut
Mit Tigergrausamkeit zu stehlen.
Dies ist die schwärzeste der Thaten, die geschehn,
Verzweiflung kann durch sie in einer Welt entstehn.

Wie grausam ist der Mensch, der dies System erfindet,
Und seinen Brüdern es zu ihrer Quaal verkündet!
Der Mörder ist ein Bösewicht,
Der seiner Brüder Herz, die ängstlich vor ihm stehen,
Und um Erbarmung ihn, und um ihr Leben flehen,
In diesem Angstgeschrei mit kaltem Blut durchsticht;
Ein Bösewicht! . . . Allein du mufst vor ihm erröthen,
Er tödtet nur den Leib, du willst die Seele tödten;
Er quält nur einen Augenblick:

---

*) Des Unglaubens an Unsterblichkeit der Seele.

Du raubst dem Schwachen oft in allen Lebenstagen
Die innre Ruh, des Lebens gröſstes Glück,
Denn nur ein Bösewicht kann den Gedanken tragen:
Ich gehe nun in Nichts zurück.

O unaussprechlich dumm ist diese Lehre,
Daſs ich für diese Welt allein geschaffen wäre,
Daſs Gott, der sonst so liebreich sich bewies,
Mir diesen heiſsen Trieb zum Leben,
Und die Vernunft allein zur Quaal gegeben.
Wird der, der diesen Durst in mir entstehen lieſs,
Die Zunge nur mit einem Tropfen kühlen? u. s. w.

An einer andern Stelle heiſst es von dem practischen Freigeist:

Kommt, laſst uns ihn von andern Seiten sehn,
Und mit in seine Wohnung gehn.
Er, der vorher als Vater und als Gatte,
Der Kinder frohe Schaar mit Fleiſs erzogen hatte,
Entfernt sie nun von sich, blickt sie mit Unmuth an;
Das Weib umarmt mit Lust den ihr so theuren Mann,
Und küſst ein fremd Geschöpf, das ihrem Arm entfliehet,
Weil izt sein Feuer nur für Buhlerinnen glühet.
Ach! der, mit welchem sie auf immer sich verband,
Mit welchem sie so oft das stille Glück empfand,
Das Liebenden sich beut, ist itzo ein Verbrecher,
Verhöhnt nun alles das, was Menschen heilig ist,

Ist nun ein Bösewicht, der jede Pflicht vergifst,
Scheut keine That nun mehr, und fürchtet keinen Rächer.

Und ist dann kurze Zeit in trunkner Lust verlebt,
Der Freudenbecher leer, der Körper abgezehret,
Und das Gewissen nun mit jeder Schuld beschweret,
Seht, wie der Frevler dann beim nahen Grab' erbebt!
Dann breitest du, mit fürchterlichen Schwingen,
Verzweifelung, dich über ihn;
Seht den verworfnen Geist mit jeder Marter ringen,
Seht seine Freunde zaghaft fliehn,
Seht ihn in Todesangst sich winden,
Und in der Todesangst nun einen Rächer finden!
Izt starrt der Mund, das wilde Auge bricht,
Der Geist entflieht, und tritt nun vor Gericht.

Ein Schauder dringt, bei dem Gedanken,
Durch mein erzitterndes Gebein;
O Freigeist, willst du nicht in deinen Lehren wanken?
Sieh, dieses fliefst daraus, sieh, dieses Werk ist dein u. s. w.

Das Gedicht schloſs mit den Worten:

Wer uns den Glauben raubt, den uns die Bibel schenket,
Daſs unser Geist noch nach dem Tode denket,
Der raubet uns mit ihm des Lebens ganzes Glück;

Wer mit dem Ruf uns schreckt: Du gehst in Nichts zurück!
Der läſst ein schneidend Schwerdt nach unserm Herzen zielen,
Und uns in jedem Nu des Todes Schauder fühlen.

Für einen Primaner ist dies Gedicht immer etwas; aber ich entsinne mich nicht der kleinsten Aufmunterung, in diesem Fach fortzufahren. Derjenige von meinen Mitschülern, dem es schriftlich zu kritisiren gegeben war, wie die Gewohnheit in Stendal sehr nachahmungswürdig mit sich brachte, hatte manches daran ausgesetzt, und unter andern auch die Stelle:

O unaussprechlich dumm ist diese Lehre,

als zu unedel und niedrig getadelt, und sie dahin abgeändert:

Wie wenig überlegt ist diese Lehre.

Der Tadel mag richtig seyn, aber die Verbesserung taugt nichts. Uebrigens erlebte ich nicht viele Freude an dem Gedicht. Nur bei einem andern, das in Hexametern gemacht war,

erinnere ich eine kleine Aufmunterung erhalten zu haben. Es fing so an:

Welche Gottheit kömmt in beseelendem, lieblichem Lichte
An den Hügeln herauf? Sie haucht; schnell fleufst von den Hügeln
Traubenblut. Ihr Fufs ruht auf den öden Gefilden,
Und die Gefilde wehen von sinkenden Halmen. Sie weilet
Am Gestade des Meers; da steigen schwimmende Städte
Aus den Fluten. Wer bist du, schaffende Gottheit? Dein Nam' ist: Friede u. s. w. *)

Dies Gedicht las der Lehrer mit einem gewissen Pathos vor, und sagte darauf: Nun, das geht schon an. Diese Beifallsworte sind das einzige, dessen ich mich als Aufmunterung bei meinem Versmachen erinnere. Vielleicht wufste der Mann, wie höchst undankbar dies Fach ist, und wollte meine Neigung dazu auf immer nieder-

schla-

---

*) Beide Gedichte sind nachher unter meinen Erzählungen und Gedichten, die im Jahr 1788 als mein erstes litterarisches Product bei Dietrich in Göttingen herauskamen, abgedruckt worden.

schlagen. Er hatte Recht. Es ist gewiſs, daſs der zehnte Theil von dem Talent, das zu einem guten Gedicht gehört, hinlänglich ist, im Geschäftsfach Ehre und Brod zu geben, dagegen oft selbst der vorzügliche Dichter darben muſs. Wo ist jezt ein Kaiser, ein König, ein Fürst, der einen Dichter hervorzieht? Mindestens sind sie gleich zu überzählen. Das Publikum muſs seine Sänger lohnen, und das Publikum hat hunderttausend Köpfe, von denen fast jeder eine andre Rede führt.

Darum ist auch nachher nie der kleinste Unwille in mir entstanden, daſs mein Lehrer die Neigung zum Dichten in mir niederschlug. Ich liebe und ehre diesen Mann noch, und würde es für ein Glück halten, wenn ich seines Umgangs genieſsen könnte. Aber er ist jetzt Inspector in Seehausen in der Altmark, und ich lebe in Neapel in Terra di Laboro.

Noch gegen einen Lehrer empfand ich in den Zeiten meiner Schuljahre die höchste Dankbarkeit. Es war der verstorbene General-Super-

intendent Silberschlag, der Ephorus der Schule in Stendal. Er erschien nur einmal die Woche, um eine Stunde lang Unterricht zu geben; aber es war allemal eine Stunde sehr erweiterter Kenntnisse und Einsichten. In dieser Stunde zeigte er durch Berechnungen an der Tafel, wie viel Wasser erforderlich gewesen sey, um, nach Mosis Beschreibung, die höchsten Berge in der Sündfluth zu bedecken, und bewies durch anschauliche Zeichnungen und Berechnungen, daſs, nach dem Cubic-Inhalt der Erde, noch weit mehr Wasser in ihren Höhlen Raum haben könne; in einer andern lehrte er uns, wie viel Kraft der menschliche Arm anwenden müsse, um mit dem Ellnbogen nur ein Gewicht von wenigen Pfunden aufzuheben, oder welch ein künstlicher und kraftvoller Mechanismus es sey, wenn der menschliche Körper nur einen Fuſs fortsetzen wolle; in einer dritten erklärte er uns die Entstehung der Erde, und zeigte, wie die Folge von den Tagewerken mit den Grundsätzen einer geläuterten Physik übereinstimme.

Alle diese Gegenstände, die an sich schon so anziehend sind, entwickelte er durch den deutlichsten und hinreissendsten Vortrag, wie ich ihn kaum so schön auf zweien Akademien nachher wiedergehört habe. Ich hätte den Mann auf den Händen tragen mögen, wenn er so viel Licht in einer kurzen Zeit über unsere Seelen gleichsam ausgegossen hatte.

Er ist jezt, sammt seinem Bruder in Berlin, längst hinübergegangen zu jenen Gefilden, wo ihr kenntnifsvoller Geist noch tiefer aus der Quelle des Wissens schöpfen, und alles Irrende ablegen wird, das sich hier so gern der menschlichen Seele mittheilt.

Aber ich wollte nur von den Freunden meines Lebens reden, nicht von denen, welchen ich Dankbarkeit schuldig bin.

In Stendal hatte ich noch viele Genossen, an die sich mein Herz mit Vergnügen und Freundschaft erinnert. Cuno, Vogt, Göring, Beneke, Frohne, von Wülknitz, Meineke, Köppen jun., Hahn, Bornemann, Schröder, euer Andenken ist

noch unverlöscht in meiner Seele, und mit herzlicher Freude würde ich jedem von euch entgegen gehen, wenn ich ihn auf dem Wege des Lebens noch einmal finden sollte. Es ist etwas höchst reizendes um einen Freund, mit dem man sich an alte Zeiten erinnern kann. Wenn ich mindestens wüſste, wo alle diese Freunde meiner Jugend hingekommen sind! Aber nur von einigen weiſs ich es.

Von Stendal ging ich auf die Universität meines Vaterlandes, nach Göttingen. Hier fand ich keinen einzigen von den genannten Schulfreunden, und dies war nicht wenig drückend für mich, da andere Schulgenossen auf der Universität gleichsam ein neues Freundschaftsleben anfangen. Dagegen fand ich einen Freund aus meinem Knabenalter, jenen Meyer, der mir im zwölften Jahr so theuer war. Ich freute mich herzlich. Aber seltsam! Wir, die wir uns als Kinder so liebten, waren uns als Jünglinge gleichgültig. Wir sahen uns einigemal, ohne uns zu nähern, und sahen uns nicht wieder. Den Grund

davon begreife ich noch nicht; aber wer fühlt nicht, welch eine Veränderung ein Zeitraum von acht bis zehn Jahren in der Denkungsart und den Empfindungen heranwachsender Knaben hervorbringen kann. Wir hatten uns als Kinder der Natur verlassen, und fanden uns als cultivirte Menschen wieder, deren Cultur vielleicht eine andere Richtung genommen hatte.

Dagegen steigt dein Bild, guter Wieseler, in einem angenehmen Lichte vor mir auf, und der trauliche Umgang, den wir genossen, unsere wechselseitigen Einladungen, unsere Unterhaltungen dabei, alles dies ist mir noch theuer, und mit Freuden würde ich es noch einmal genieſsen. Wo du auch seyst, wo auch das Schicksal dir deinen Standpunkt angewiesen hat, erinnere dich deines Universitätsfreundes, erinnere dich an unsere Spaziergänge auf dem schönen Wall in Göttingen, an unser abendliches Lustwandeln in den schönerleuchteten Straſsen, an unsere kleinen Näschereien in den Zuckerladen; erinnere dich auch, daſs ich, im Scherz über deinen Namen, dich oft

bat, meinen Freund Hahn zu verschonen, wenn du nach Halle kommen solltest. Nicht allein das Andenken an überstandene Leiden, auch das Andenken an die Freuden des Lebens, selbst an ganz kleine, hat etwas sehr Süſses, besonders, wenn sie so unschuldig waren, als die, welche wir zusammen genossen.

Ich blieb nur ein Jahr in Göttingen, und schloſs wenig andere Freundschaften, weil es mir schien, als wäre der Umgang unter den Studenten etwas zu steif, und verlöre dadurch das Herzliche. Dagegen hatte ich Gelegenheit, hohe Bewunderung und Achtung für die groſsen Männer zu fassen, deren Hörer ich war. Noch sehe ich den trefflichen Schlözer, bey dem ich die Weltgeschichte hörte, in seiner feinen Weltmanier auf dem Katheder stehen, und mit groſsem Nachdruck hohe Gedanken sagen. So kraftvoll seine Schreibart ist, so kraftvoll ist auch sein Vortrag, und ich freute mich auf seine Vorlesungen, wie man sich auf irgend ein groſses Schauspiel freut. Auch war sein Beifall ausgezeich-

net, und in einem Publikum, das er über die Geschichte Carls des Groſsen las, lagerten sich die Hörer auf Holzhaufen vor den Fenstern, und standen tief hin auf dem Flur, weil im Hörsaal kein Platz mehr war. O diesem Manne verdanke ich viel Gedanken, viel Licht.

Nicht minder reizend waren mir die Vorlesungen des groſsen Heyne über die Satyren des Horaz, deren Schönheit und Sinn dieser lebenskluge Mann mit so vieler Leichtigkeit entwikkelte, und wovon er so oft eine schwierige Stelle durch ein Paar Winke, durch ein kleines Hindeuten auf unsere Zeiten, erläuterte.

Mit groſsem Vergnügen erinnere ich mich auch noch an den Unterricht in der Experimental-Physik bei dem verstorbenen trefflichen Lichtenberg. Dieser Gelehrte war in seinem Vortrage so witzig wie in seiner Schreibart, und überall leuchtete der feine hochgebildete Mann hervor. Als Voltaire durch Göttingen kam, aſs er bei Lichtenberg. Am Tische fragte ihn der Deutsche, ob er wohl ein Glas in einem Augen-

blick luftleer machen könnte, und Voltaire verneinte es. Sogleich goſs Lichtenberg es voll Wasser, und Voltaire gestand, daſs dies die leichteste Manier dazu sey.

Einst als er in einem gläsernen Cylinder gezeigt hatte, daſs in einem luftleeren Raum eine Feder so schnell zu Boden fällt, als ein Dukaten, waren die Dukaten schlüpfrig von dem Oel an der Luftpumpe geworden; die werden recht leicht aus der Hand gehen, sagte er ganz trocken. Ueberhaupt machte er gewiſs seinen Zuhörern so viel Freude durch seinen mündlichen Vortrag, als dem auswärtigen Publikum durch seine Schriften. Wenn doch solche Männer unsterblich wären! — Mindestens so unsterblich, als ihr Name.

Aber auch dieser lichtverbreitende Denker ist schon von hinnen gegangen. Einst äuſserte er den Gedanken, daſs vielleicht im Saturn, wegen seiner Entfernung von der Sonne, das Eis und das Quecksilber ein beständig fester Körper wäre, der nur, wie bei uns das Metall, durch

Feuer zum Schmelzen gebracht würde; daſs im Gegentheil im Mercur, wegen seiner Nähe bei jenem erwärmenden Gestirne, das Gold und Silber flüſsig wäre, wie bey uns das Wasser, und nur durch eine dortige groſse Kälte zum Gerinnen gebracht werden könnte. Jezt wird er es wissen, ob seine geistreiche Vermuthung Grund hatte.

In Göttingen leben viele groſse Männer, und aus dem groſsen Magazin des menschlichen Wissens ist hier vieles zusammengedrängt. Höchst wahrscheinlich sind an keinem Ort von diesem geringen Umfange in Europa, und also auch in der ganzen Welt, so viel groſse Männer vorhanden, als in Göttingen. Schon viele Sterne der ersten Gröſse sind untergegangen; Kästner, Lichtenberg, Michaelis, Leſs, Miller u. s. w. sind schon zu höhern Kenntnissen abgerufen, aber noch immer leuchtet dieser gestirnte Himmel hell.

Ich verlieſs nach einem Jahre Göttingen, um nach Halle zu gehen. Der Umstand, daſs ich

keinen einzigen Schulfreund in Göttingen gefunden hatte, trug viel zu diesem Entschlusse bei. Ich blieb drei Jahr in Halle, und aus dieser Zeit steigt eine ganze Reihe von Jünglingen vor mir auf, die meinem Herzen nahe verwandt sind, die noch nach zwölf verflossenen Jahren oft meine Sehnsucht rege machen. Geht vorüber vor meinem Blick, wie ich euch fand, ihr Theuren, gleich einer Reihe von Gemählden, von denen ich einst das Original besaſs.

Du warst mir sehr theuer, braver, jachzorniger Buntebart, und bist es noch. Ich war so gern in deiner Gesellschaft, und es machte mir eine herzliche Freude, als du mir einst sagtest: wir unterhielten uns immer so gut, wenn wir zusammen wären. Erinnerst du dich dessen noch? Ich weiſs selber die Stelle vor dem Galgthore noch, wo du es mir sagtest.

Jachzornig nannte ich dich? Aber warum? Ich entsinne mich in der ganzen Zeit unserer Freundschaft nicht, daſs ich die Erfahrung davon gemacht hätte. Und wenn dein Feuer bei

einer andern Gelegenheit aufwallte, so sah ich es oft recht gern; der Sturm ging so eilend vorüber, und hatte etwas Unterhaltendes.

Ich weiſs nicht, auf welchen Pfaden des Lebens du itzt wallest, nicht, zu welcher Bestimmung dein Schicksal dich hinführte; ich weiſs nur, daſs du zum Gestade des balthischen Meeres zurückkehrtest, und seitdem ward mir keine Nachricht mehr von deinem Leben. O möchte es doch ruhig und glücklich seyn!

Auch du vom Ufer der Ostsee mir Gegebener, theurer Odebrecht, auch du hast noch eine groſse Stelle in meinem Herzen. Wie oft habe ich mit Sehnsucht deiner gedacht, und dich mir zurückgewünscht! Unsere Freundschaft muſs sehr rein gewesen seyn, denn sie hat beim Zurückdenken nie auch nur die kleinste unangenehme Erinnerung in mir erweckt.

Ich weiſs, wo du bist, und welche Bestimmung du hast, wenigstens, welche du hattest, als ich das letzte Schreiben von dir empfing. Du warst als Rector in deiner Vater-

stadt Wolgast angesetzt, wandeltest an der Hand einer Gattin, und erziehst jetzt vielleicht schon Knaben zu den schönen Jahren der Academie. Sage ihnen, daſs sie bieder und brav werden sollen, lehre sie, nächstdem, wozu sie einst im Staat bestimmt sind, auch Menschen zu seyn; dies ist so selten.

Noch danke ich es dir, daſs du mich einst zu dir ziehen, und mir in deinem Geburtsort eine Laufbahn öffnen wolltest. Ich würde so glücklich in deinem Umgange gewesen seyn; aber ich war nicht bestimmt, die Gestade des balthischen Meeres zu betreten, ich sollte an der andern Grenze von Europa, an dem mittelländischen Meer umherwallen.

Einst veränderte ich meine Wohnung in Halle. In der neu bezogenen machte ich eine neue Bekanntschaft, die sich bald in die zärtlichste Freundschaft verwandelte. Thilo, ein mir theurer und unvergeſslicher Name, und ein mir werther, noch immer werther Freund. Ich verdanke dir viele Freuden in den Jahren der

Academie; du bist es, den ich unter allen Freunden am meisten sah, auf dessen Besuch ich mich immer freute, und mit dem mir überall, zu Hause, und auf Spaziergängen wohl war. Du nahmst warmen Antheil an meinem Schicksal, und ich warlich auch an dem deininigen.

Als ich das letztemal Nachricht von diesem Freunde erhielt, war er Referendarius in Halberstadt; seitdem vernahm ich nichts weiter von ihm. Aber ich sehne mich oft danach, und nie wird sein Andenken in mir erlöschen.

Während meines Aufenthalts in Halle schloſs ich auch Freundschaft mit einem Griechen, Namens Polizo. Ich suchte ihn, um Uebung in der französischen Sprache zu haben, die er fertig sprach, und wir wurden vertraute Freunde. Er war einer der ersten im Constantistenorden, und ein tapferer Champion. Aber obwohl ich nie Geschmack an den Ordensgeschichten finden konnte, so lebten wir doch viel miteinander, und ich war gerne bei ihm.

Er hatte als Schläger vielen Ruf, und den Grund dazu durch ein Duell gelegt, in welchem er, nach der Sitte seines Vaterlandes, mit groſsem Geschrei auf seinen Gegner eingedrungen war, und ihm gleich bei den ersten Ausfällen eine starke Wunde beigebracht hatte. In Halle muſs sein Andenken unvergessen seyn.

Durch ihn wurde ich mit noch andern Griechen bekannt; die Namen Gregorin, Athanasius, Moschos, sind noch in frischem Andenken bei mir. Ich erinnere mich an eine angenehme Scene, der ich einst bei diesen Griechen mit beiwohnte. Ich war mit andern Deutschen zu ihnen eingeladen; zum Nachtisch brachte der junge Thessalier Moschos, in dessen Bildung sich ganz die Milde seines Himmels abgedrückt hatte, eine kleine Schüssel auf den Tisch, und sagte dabei, daſs er uns jetzt mit Früchten aus seinem Vaterlande bewirthen wollte. Es lagen Datteln darin, die er ganz frisch mitgebracht hatte, und wir aſsen mit groſsem Vergnügen von dieser seltenen Frucht. Es war mir damals

sehr merkwürdig, aus der Gegend des Thales Tempe Früchte zu essen; jetzt bin ich diesen Gefilden näher, und lebe fast unter demselben Himmel.

Ich habe nie erfahren können, ob diese Griechen in Deutschland geblieben, oder ob sie wieder in ihr Vaterland zurückgekehrt sind; nur das Schicksal des jungen Thessaliers Moschos kenne ich. Er ward wie der Prinz Libu von der schrecklichen Blatternkrankheit weggeraft.

Eine Zeit hindurch genoſs ich auch eines sehr genauen Umganges mit dem Grafen von Carmer jun., dem Sohn des berühmten Groſskanzlers. Seine feine Welt, seine grosse Fertigkeit im Clavierspielen, sein treffliches Französischreden, und überhaupt seine angenehme Unterhaltungsgabe machten mir seine Freundschaft sehr anziehend, und ich genoſs viele Freude darin.

Minder oft sah ich den Grafen von Dyhern; aber sein richtiger Verstand, seine scharfe

Beurtheilungskraft hätten mich diesen Umgang weit mehr wünschen lassen.

Ich komme zu dir, theurer, talentvoller Mannfrost! du, der einzige von meinen academischen Freunden, den ich nachher noch wiederfand, und mit dem ich in einem engen Bündniſs blieb.

Diesen wahren und theilnehmenden Freund lernte ich durch den Griechen Polizo kennen; wir schlossen uns fest aneinander, und waren seitdem unzertrennlich. Als ich ihn fand, beschäftigte er sich mit Philosophie, und unsere Unterhaltung lautete oft über diesen Gegenstand. Ich ahndete damals nicht, daſs noch ein anderes sehr wichtiges Talent in ihm wohnte, und entdeckte dies erst, als ich ihn nach den Jahren der Academie einst auf der Kanzel sah. Mit inniger Freude fand ich eine vorzügliche Beredsamkeit, und eine auſserordentliche Gabe ans Herz zu dringen in seinem Vortrage, und ich verlieſs nie seine Predigt, ohne Thränen vergossen zu haben. Dies ist bei einem

nem Universitätsfreunde, den man so genau kennt, etwas sehr seltenes.

Er befindet sich jetzt ohnweit Haynau in Schlesien auf dem Dorfe Algenau als Prediger in einer günstigen Lage; aber seine Nebenmenschen verlieren, daſs er nicht einer groſsen Gemeine vorsteht.

Dich, braver Schulze sen. hätte ich früher nennen sollen, denn ich fand dich früher, hatte schon manchen angenehmen und freundschaftlichen Abend mit dir verlebt, als ich viele von den genannten Freunden noch nicht kannte. Unsere vertraulichen Bewirthungen, unsere uneigennützigen Spiele sind unvergessen bei mir, und jetzt nach zwölf Jahren sähe ich alles dies gern noch einmal wiederkehren; aber du lebst in Küstrin, so viel ich erforschen konnte, und mich hat Parthenope mit ihren weiten Armen umschlungen.

Wie könnte ich dich vergessen, mir sehr werther und theurer Klebe, der so oft durch seine fröhlichen Scherze mich erheitert hat. Wir

haben uns nicht lange genossen, aber auch in weniger Zeit kann man fühlen, mit wem uns wohl ist. Meine Empfindung sagte mir dies damals, und die Erinnerung, die sich dich mir zurückwünscht, sagt es mir noch. Ich weiſs, daſs du nachher als Schriftsteller aufgetreten bist, und erinnere mich noch sehr gut an die kleinen gefallenden Gedichte, die du mir ehmals mittheiltest.

Keine Zeit des Lebens, glaube ich, ist mehr zu wahrer Freundschaft gemacht, als die Zeit der Academie. Hier wird dies Gefühl von keinem Eigennutz, von keinen Verhältnissen, von keinem Mangel an Gegenständen geleitet. Man sucht nur den, der uns gefällt, denn man hat unter vielen die Wahl. Die Blüthe des Landes ist hier vereint, der Jüngling ist frei, sein Geist flieſst von froher Unbefangenheit über; wie sollte nicht wahre Freundschaft entstehen? Unter den hundert Brüderschaften, die man oft in einem Abend mit dem Munde macht, wählt sich

das Herz immer einige zu wahren Brüdern aus.

Ich sang damals ein wehmüthiges Lied über die Trennung, als ein Freund nach dem andern mich verliefs, und ich endlich selbst Halle verlassen mufste; es kamen folgende Verse darin vor:

Bald nimmst du auch, ich seh dein Schreckenbild
Von weitem schon, die traulichen Gespielen
Der Jünglingsjahre mir, und furchtbar wild
Wirst du die Brust mit neuem Schmerz durchwühlen.

Hier ist ein Kreis von Freunden fest vereint;
Ein Hauch wird ihn wie herbstlich Laub verwehen.
Viel sind der Thränen, die die Trennung weint,
Ich habe sie oft zahllos fliefsen sehen.

Warlich die Trennung von meinen academischen Freunden hat mich viel Thränen gekostet, und noch lange nachher ein melancholisches Gefühl in mir zurückgelassen.

Ich komme zu den spätern Jahren meines Lebens, zu meinem Aufenthalt in Breslau, und

sogleich steigt dein Bild, Theodor Vizthum von Ekstädt, in einem angenehmen Licht vor mir auf. Nur ein einziges Jahr habe ich deiner genossen, aber die Trennung von dir ist mir unbeschreiblich schwer geworden. Dein treffliches, gefühlvolles Herz, das gleichsam ein Familiengeschenk ist, deine zärtliche Theilnahme an anderer Schicksal, deine mitleidsvolle Seele, deine vertrauliche Gesprächigkeit, alles dies hat dich mir so theuer gemacht, obwohl wir an Jahren sehr verschieden sind, daſs ich dich nie vergessen werde.

Ich gestehe gern, daſs ich mit diesem Freunde die Jahre meines Lebens hinbringen mögte; aber dies ist ein vergeblicher Wunsch. Wer weiſs, ob ich ihn je nur wiedersehen werde. Als ich das letzte Schreiben von ihm erhielt, war er auf der Universität in Erlangen, und wird wahrscheinlich in der Mitte von Deutschland seine Bestimmung finden.

Durch ihn ward ich mit dem Hofrath Bach, dem Director der Zeichenschule in Breslau, be-

kannt, und seine ausgebreiteten Kenntnisse, seine richtigen Urtheile in der Kunst, seine angenehmen gesellschaftlichen Talente fesselten mich bald an ihn, zumal da ich immer eine grofse Vorliebe für Mahlerei und Bildhauerkunst gehabt hatte. Da wir uns zur Herausgabe des Torso mit einander verbanden, so ward unser Umgang dadurch noch enger, und ich verdanke ihm viele angenehme Stunden. Meine Freude würde grofs seyn, könnte ich mit ihm die Schätze des Alterthums und der neuern Kunst, die in Neapel sind, geniefsen; denn er besitzt ein äufserst lebhaftes Gefühl für Schönheiten dieser Art, und ist in den Geist derselben eingedrungen.

Ich hatte das Glück, noch einen andern Mann in Breslau, der in der gelehrten Welt sehr bekannt ist, meinen Freund zu nennen, den Professor Fülleborn, und manchen reizenden Abend, manchen schönen Morgen habe ich in seiner angenehmen Gesellschaft genossen. Es hat etwas Erhebendes, mit einem weitschauenden

Geist, den man versteht, und von dem man verstanden wird, über die Dinge der sublunarischen Welt zu urtheilen, über das Grofse und das Kleine, das Wahre und Falsche, das Gute und den Unfug. Es bot sich auch in Breslau Gelegenheit genug dar, uns hierüber zu ergiefsen; und in Neapel, in dieser neuen Welt, wie weit mehr würde sich darbieten! O diesem Freunde, der auch durch lange Geistesarbeiten viel gelitten hat, wünschte ich herzlich, dafs er unter Welschlands reinerm Himmel sich zu erholen vermögte. Er ist dessen in vielen Rücksichten so würdig, und die Welt würde dadurch gewinnen.

Dich, braver, biedrer, denkender Zimmermann, fand ich nur, um dich, als wir uns eben kannten, als wir eben gefühlt hatten, dafs wir für einander stimmten, wieder zu verlieren. Wir begegneten uns auf dem Wege des Lebens, lächelten uns an, und mufsten vorübergehen. Aber dies Anlächeln hat mindestens in mir einen bleibenden Eindruck zurückgelassen, und

unter den vielen Theuren, die ich in Deutschland betraure, ist auch dein Andenken sehr lebendig in mir.

Ich darf den Litteratoren nicht sagen, dafs dieser Mann sich durch die Beiträge zur Beschreibung von Schlesien, und durch einige andere statistische Schriften vortheilhaft bekannt gemacht hat.

Ich komme zu meinem Aufenthalt in Glogau, zu den Jahren, die mir am nächsten sind. Aber von einem so neu verflossenen Zeitraum, von noch ungeendigten Verhältnissen läfst sich nur wenig reden. Dennoch kann ich mir einige angenehme Erinnerungen nicht versagen.

Gleich von meiner Ankunft in dieser Stadt an, fand ich eine so freundschaftliche Aufnahme in dem Hause des Canzleidirectors Kuhn, dafs das Andenken davon mir immer noch angenehm vorschwebt, und wer dies Haus kennt, wird es wissen, wie wohl einem unter den biedern und edeldenkenden Bewohnern desselben seyn kann.

Von Biberstein, unsre Laufbahn war weit entfernt, aber unsre Denkungsart grenzte nahe aneinander. Es ist wahr geworden, wovon wir oft redeten; aber meine Achtung und Freundschaft ist auch in der Entfernung unversehrt.

Unter die, in deren Umgang mir wohl war, gehört auch der junge, aber verdienstvolle Schauspieler Nagel, der in den meisten Städten Schlesiens bekannt seyn muſs. Er zog mich zuerst durch sein rührendes und überhaupt vorzügliches Spiel an sich, denn wer uns eine wehmüthige Thräne, oder ein fröhliches Lachen entlockt, wer stundenlang uns eine angenehme Unterhaltung gewährt, hat gewiſs Anspruch auf unsere Achtung und Dankbarkeit. Ich fand aber nicht allein den talentvollen Schauspieler, sondern auch den denkenden und angenehmen Gesellschafter in ihm, und mit Freuden erinnere ich mich der Stunden, die ich mit ihm verlebte. Könnte er so gut in der italienischen Sprache declamiren, wie in der deutschen, seine Laufbahn sollte bald unter einem mildern Himmel

beginnen, zu welchem er sich so oft hinwünschte.

Mit Vergnügen habe ich diese wenigen Worte einem Talent gezollt; das immer seltner in Deutschland zu werden anfängt.

Ich übergehe eine ganze Reihe von Bekannten und Freunden, unter denen mir viele theuer und werth sind; meine zunehmende Kränklichkeit hinderte mich, an den mannigfachen Vergnügungen Theil zu nehmen, die ich mit ihnen hätte genieſsen können, und drängte mich in mich selbst zurück. Ich suchte keinen Genuſs mehr; mein höchster Wunsch beschränkte sich dahin, ohne Schmerz oder Beängstigung zu seyn. Wer diesen Zustand kennt, wird es wissen, wie sehr er von aller Gesellschaft, von allem Vergnügen entfernt.

Dennoch schloſs sich mein Herz dir noch zuletzt auf, guter, theilnehmender Hennings, und es war keine geringe Linderung für mich, in dir und deiner Gattin solche mitfühlende Seelen zu finden, die auch für fremdes Leiden

Empfindung hatten. Herzlicher Dank für alle Beweise wahrer Freundschaft und Theilnahme! Auch in Neapel ist ihr Andenken noch lebendig in mir, und das mitgegebene Lebewohl, das ich unterwegens erst entdeckte, sehe ich oft mit Vergnügen an.

Ich sage nichts mehr von meinen freundschaftlichen Verhältnissen in Glogau, aber eine andere angenehme Erinnerung steigt in mir auf: meine Dienstverhältnisse. Wenn man große Reisen macht, wenn man mehrere Länder und Staatseinrichtungen kennen lernt, wenn man selbst durch die Lage des Reisenden manches von dem öffentlichen Geschäftsgange erfahren muß, dann fängt man an, Vergleichungen anzustellen mit dem, was man ehmals davon kannte, und nach diesem kann meine Zurückerinnerung nicht anders als angenehm seyn. Das Talent, der Fleiß, die Geradheit und Genauigkeit, die in dem Bezirk meines Dienstverhältnisses an der Spitze steht, die Präcision, womit dort die Geschäfte getrieben werden, ist

mir oft eingefallen, wenn ich unterwegens oft etwas ganz anders zu entdecken Gelegenheit hatte. Mit Freuden würde ich auch hier in Neapel, wo der Zerstreuungen so viel sich darbieten, meine Dienstgeschäfte übernehmen, wenn es möglich wäre; und dies um so mehr, da mein Körper mir hier gleichsam etwas mehr Luft läſst.

Nach dem überhaupt, was ich sah, was ich erfuhr, und daraus zu schlieſsen vermogte, hat der König von Preuſsen die beste Armee, und die besten Staatsbedienten. Dieſs muſs jeden, auch den geringsten Unterthan freuen. Warum? — Ei, ein Land, von dem man so etwas sagen kann, wird nicht leicht überwunden, und welch eine elende Gestalt ein überwundenes Land annimmt, auch wenn es den Sieger als Freund empfängt, auch wenn es nur unter fremden Flügeln sich selber eine Gestalt giebt, das kann man in Deutschland und Italien bald auswendig lernen, wenn man etwas in das groſse Buch der Länder hineinsieht. Aber man

mufs nicht von weitem lesen, man mufs an Ort und Stelle seyn, wo so etwas geschah.

Ich bin von meinem Gegenstand abgekommen, und kehre zu ihm zurück. Vielleicht werden viele fragen, warum ich ihn überhaupt wählte, warum ich in einer Schrift, die von Rom und Neapel handeln soll, die Freunde meines Lebens erwähne? Ich habe nur eine kleine Entschuldigung dafür: alles übrige in diesem Buch habe ich für andere geschrieben, diese wenigen Bogen für mich, für die Empfindung meines Herzens. Man vergönne mir dies; sie sind ja so leicht zu überschlagen.

Ich bin in einem fremden Lande, in einem Lande, das bei vielen andern Vorzügen, wahre innige Freundschaft nicht häufig zu haben scheint; ich bin losgerissen von allen Verbindungen, die ehmals zum Glück meines Lebens beitrugen; warum sollte ich nicht in der Erinnerung an dieselben einige angenehme Stunden suchen?

Auch wünscht man den zu kennen, von dem man etwas liest; wohl! Es giebt ein altes Sprichwort, welches heifst: sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist. Dies könnte ich ebenfalls zu meiner Entschuldigung anführen; aber auch ohne sie hoffe ich bei denen, welche Freundschaft kennen, entschuldigt zu seyn.

Ich betrachte diesen Aufsatz als einen langen Brief, den ich an alle meine Freunde schreibe, um ihnen Nachricht von mir zu geben; denn ich weifs, dafs bei vielen von ihnen auch mein Andenken nicht verloschen seyn wird. Ich gestehe am Ende gern, dafs es mir eine herzliche Freude seyn wird, Antwort von ihnen zu erhalten, und das spätere Schicksal derer kennen zu lernen, mit denen ich einst so genau verbunden war. Vermögten meine Wünsche über die Winke der Vorsehung etwas, so würde es so glücklich seyn, als das letzte Jahr meines Lebens durch Krankheit am Körper und an der Seele unglücklich gewesen ist.

Das Theater St. Carlo.

Ein sehr merkwürdiger Ort in Neapel ist das Königl. St. Carls-Theater. Wer hat von diesem Schauspielhause, das, nächst dem Mailändischen, das gröſste in der Welt seyn soll, nicht gehört, nicht gelesen? Und welcher Reisende, der nach Neapel kömmt, geht nicht mit groſser Erwartung hinein?

Auch ich that dies. Ich fand es groſs und prächtig; aber noch weit gröſser und prächtiger würde ich es gefunden haben, hätte ich nicht von dem gröſsten in der Welt gehört. Dies giebt der Einbildungskraft zu viel Spielraum; auch wenn man die Theater in Wien, in Venedig, in Florenz gesehen hat, so ist man nicht

ganz neu in diesen Dingen, und das *admirari* wird etwas seltner.

Indessen muſs ich der Wahrheit zur Steuer bekennen, daſs ich es gleich das erstemal mit innigem Vergnügen sah, und es seit der Zeit fast immer mit gröſserm Vergnügen gesehen habe; denn die Schönheiten und Vorzüge eines groſsen Werks, weder in der Mahlerei, noch in der Bildhauerkunst, noch in der Architectur, lassen sich mit dem ersten Blick umfassen: man muſs sie studiren, um sie kennen zu lernen.

Das St. Carlstheater wurde im Jahr 1738 von dem Könige Carl Bourbon III. gegründet, und in 270 Tagen so weit fertig, daſs die erste Vorstellung darauf gegeben werden konnte. Man scheint im Ganzen mit dem Bau der Schaubühnen zu eilen; die Neugierde und der Trieb zum Vergnügen beschleunigen das Werk. So wurde das neuerbaute merkwürdige Schikanedersche Theater in Wien, dies ungeheure Werk, in einem Jahr und fünf Tagen aufgeführt.

Warum ich hier das unberühmte Schikane-

dersche Theater in Wien mit dem berühmten St. Carlstheater in Neapel in Vergleichung bringe, wird niemand fragen, der beide Bühnen kennt. Sie gehören nebeneinander. Was die Schikanedersche in ihrer alten Gestalt war, weiſs ich nicht, aber daſs sie in ihrer jetzigen unter allen Bühnen in Deutschland und Italien in Pracht, Gröſse, und Bequemlichkeit gleich auf das St. Carlstheater folgt, das glaube ich behaupten zu dürfen. Da sie 5600 Menschen faſst, so kann man schon daraus auf ihre Gröſse schlieſsen *).

Das Carlstheater liegt dicht am königlichen Pallast, und zwar im sogenannten Pallazo vecchio, ohnweit von der Straſse Toledo, ohnweit von der Strada Khiaja, ohnweit dem Meer, und in der Gegend, wo die groſsen Plätze bis hin zum Molo dicht auf einander folgen, also an einem

sehr

*) In meiner Reisebeschreibung habe ich umständlicher von dieser Bühne und ihren Vorzügen gesprochen. Dies ist eine Art von Pflicht für den Reisenden, da sie in Deutschland keinen so ausgebreiteten Ruf hat, als sie an sich, alles andere beiseite gesetzt, verdient.

sehr vortheilhaften Ort. Dennoch haben Tausende von den Einwohnern Neapels gleichsam eine Reise dahin zu machen, weil es in einer Ecke der Stadt liegt, und die Entfernung bis zum entlegensten andern Theile derselben wohl eine deutsche Meile austragen könnte.

Es hat drei Eingänge und über dem Hauptthor die Inschrift:

Carolus, utriusque Siciliae Rex,
Pulsis hostibus, constitutis legibus magistratibus,
Ornatis litteris, artibus excitatis, orbe pacato,
Theatrum, quo se populus oblectaret,
Edendum censuit
Anno Regni IV. Ch. A. MDCCXXXVII.

Ich muſs gestehen, daſs mir die einfache Inschrift an dem Opernhause in Berlin: *Apollini et Musis Fridericus II. Rex*, weit besser gefällt. Auch ist das St. Carlstheater mit jenem in Absicht der äuſsern Bauart gar in keine Vergleichung zu bringen. Das Opernhaus ist in einem einfachen griechischen Styl aufgeführt; dies lezte hat gar keine Architectur von auſsen, es ist vielmehr, da es in einem alten Gebäude angelegt

wurde, an der Vorderseite ganz unregelmäſsig, und gleicht einem groſsen Wohnhause, in welchem die Fenster hoch und niedrig angebracht sind, wie es die Bequemlichkeit foderte.

So ist es von auſsen. Aber wenn man hineintritt, löst sich alles in Schönheit, Harmonie und Gröſse auf. Das Parterre bildet ein groſses länglichtes Rund, mit sechsfachen Logenreihen umgeben. Es hat 36 Schritt in der gröſsten Breite, und die Länge von der Thür bis zum Orchester enthält 33 Schritt. Die eigentliche Bühne mag ohngefehr eben so groſs seyn. Von der Geschichte des Theaters, von den genauern Maſsen, von den Decorationen, von der innern Architectur u. s. w. werde ich künftig reden.

Als ich am Ende des November 1801 in Neapel eintraf, waren die Theater verschlossen, weil alles über den Tod der Kronprinzessin sich in Trauer befand. Als sie nach vierzehn Tagen geöffnet wurden, sah ich zuerst eine Oper unter dem Titel: *Scipione in Cartagena.* Dies war nehmlich die bestimmte Oper auf mehrere Monate.

Was mich gleich anfangs bei der Vorstellung überraschte, war die Gestalt des ersten Sängers, oder des Castraten. Dieser Mann, oder wie ich ihn nennen soll, zeichnete sich vor allen durch einen riesenhaften Körper, auf welchem ein kleiner wirklicher Engelskopf saſs, aus. Er war dabei in alter Heldenkleidung, und dies vermehrte den Eindruck, besonders da ich mich in einer Loge nahe am Theater befand, und ihn immer etwas von oben sah. Kurz, er schien mir diesen ersten Abend dem Engel Michael zu gleichen, wenn er mit dem Teufel einen langen Kampf beginnen will.

Drei Dinge waren mir bis jezt auf den italienischen Bühnen besonders vollkommen erschienen: die Bewegungen einer Tänzerin in Triest, die einen unglaublichen Zauber hatten, und nach meiner Meinung die Bewegungen der auch dort gegenwärtigen Vigano übertrafen; ferner die Nachtigallenstimme und das liebevolle Minenspiel einer Sängerin in Florenz, der in Italien wohlbekannten Vesta, die ich noch immer sehe

und höre, und endlich die Gestalt dieses Kastraten in Neapel.

Bodmer nannte Klopstock, als er die ersten Gesänge seines Messias geschrieben hatte, einen jungen Seraph. Dies fiel mir lebhaft ein, als ich diesen Sänger zum erstenmal sah. So müſste der aussehen, der den Messias schrieb, wenn die Gestalt mit dem Gedicht übereinstimmen sollte.

Die Empfindung, womit man ein schönes Frauenzimmer auf der Bühne sieht, kann, nach meiner Meinung, nie so rein seyn, als die, womit man die Vollkommenheiten eines Mannes betrachtet. Bei jener wird immer eine verlangende Theilnahme sich einmischen, bei dieser ist es ruhige Bewunderung, die, wenn man eine solche Engelsgestalt vor sich sieht, wie mir dieser Sänger den ersten Abend erschien, sich in Ehrfurcht gegen den Schöpfer auflöst, daſs er so etwas schönes erschuf, und eine gewisse Rührung hervorbringt. Vielleicht trug zu diesem Eindruck der Umstand bei, daſs ich vorher viele Engel in Gemählden von Raphael, Guido Reni,

Domenichino u. s. w. gesehen hatte, und jezt etwas ähnliches im Leben vor mir sah.

Die Vorstellung hatte die bekannte Geschichte des Scipio Africanus zum Grunde, nach welcher bei der Eroberung von Carthagena ein junges schönes Mädchen als Gefangene zu ihm gebracht wird, die er endlich ihrem Geliebten zurückgiebt. Scipio war hier freilich etwas verliebt vorgestellt, um seinen Kampf und seine Tugend bei Zurückgabe der Schönen desto heller erscheinen zu lassen; aber da auch Polybius lib. X. zu dieser Freiheit berechtigt, so war sie dem Dichter um so erlaubter. Er heilst Paolo Ferretti, und der Componist der Oper Domenico Cercià.

Der Castrat stellt in diesem Stück den Allucio, oder den Geliebten der gefangenen Schöne vor, und die ersten Worte, womit er erscheint, sind:

Oh avversa sorte!
Oh sorpresa fatale! Oh me infelice!
Oh Patria, in un sol dì presa, e distrutta!

Ah, perchè un ferro ostil non giunse il petto,
A trapassarmi nel più fiero assalto?
Ch' or non esisterei per mio rossore
Tra vil catene avvinto e tra l' orrore.

Er trat also in voller Verzweiflung auf, und hatte dabei Gelegenheit, sich in sehr vortheilhaftem Licht zu zeigen. Auch seine Stimme ist hold, wenn gleich nicht von der ersten Klarheit und Schönheit. Nachher, als ich ihn von dem Parterre, wo man alles mit sichererm Blick prüfen kann, sah, habe ich leider bemerkt, daſs dieser Engel etwas steif in seinen Bewegungen ist, und sehr menschliche Beine hat. Er muſs in römischem Gewande seyn, um in seinem gröſsten Vortheil zu erscheinen; aber der Kopf mit dem braunen gelockten Haar bleibt zu allen Zeiten englisch, und man wird ihn vielleicht nirgends so schön auf einer Bühne finden. Schade, daſs der Mensch einen Rumpf hat! Er heiſst Francesco Fasciotti.

Die erste Sängerin in diesem Stück hieſs Cecilia Bolognesi; aber nach meiner Meinung wäre

sie auch als die zweite nicht gut genug gewesen. Sie sang gewöhnlich, und ihre Gestalt war noch unter dem gewöhnlichen. Die Billingthon, von deren Lobe noch alles voll ist, befindet sich durch Buonaparte's Vermittelung in Paris, und wird nicht leicht wieder ersetzt werden. Dieser Held hat nicht allein die vorzüglichsten Gemählde und Bildsäulen, sondern auch die vorzüglichsten Menschen nach Paris gezogen, und unser grofser Componist Paisiello ist auch im Begriff, auf seine Veranstaltung dahin abzureisen. Wie gut, daſs er den Kopf Fasciotti's nicht gesehen hat! Er hätte ihn abschlagen und nach Paris bringen lassen.

Die Opern in St. Carlo werden immer von zwei Balletten begleitet, von einem heroisch-tragischen, und von einem komischen. Die Oper ist in zwei Acte abgetheilt, und zwischen denselben wird das ernsthafte Ballet gegeben; am Ende des zweiten Acts aber kömmt das komische, um zuletzt noch Lachen zu erwecken,

wenn man die ganze Zeit über ernsthaft gewesen ist.

Das tragische Ballet hieſs diesmal: Lerides und Selinuntes, oder die heroische Freundschaft, und stellte nichts anders vor, als die bekannte Geschichte des Damon und Pythias, welche Valerius Maximus erzählt, und nach welcher ein Freund für den andern im Gefängniſs bleibt, um hingerichtet zu werden, wenn der andere nicht zurückkömmt. Dieser aber eilt in dem Augenblick der Hinriehtung herbei, und rettet seinen Freund, wodurch der Beherrscher von Syracus, wo die Scene vorfällt, so gerührt wird, daſs er auch dem andern das Leben schenkt.

Diese Geschichte ist ohnstreitig zu einer pantomimischen Vorstellung ganz gemacht, und sie wurde auch mit aller Pracht und Schönheit dargestellt. Die erste Tänzerin Giovanna Campilli hat eine Leichtigkeit, und eine Süſsigkeit in den Bewegungen, die sie gleich von den andern unterscheidet. Sie ist eine Diana in der *Caccia della Diana* von Dominichino, wenn sie Freude an-

deuten will; im Schmerz, in der Verzweiflung sinkt sie, wie eine traurende Magdalena hin. Dabei hat sie einen zarten, schöngebauten Körper, und eine reizende Gesichtsbildung.

Der erste Tänzer Giovanni Marsigli ist zugleich der Erfinder der Ballette, und sie machen seinem Geschmack Ehre. Aber der Kopf dieses Mannes ist besser, als seine Füſse; er tanzt nur mittelmäſsig, und hat in seinen pantomimischen Bewegungen keine sonderliche Grazie. In beiden wird er ohnstreitig von dem zweiten Tänzer Innocenzio Buzzani, der einen trefflichen Anstand, eine sehr reizende Gewandheit, und in seinem ganzen Wesen etwas Gefallendes hat, übertroffen. Er ist wie ein jugendliches Reh, wenn er erscheint.

Auſser diesen Tänzern vom ersten Range sind noch zwölf vom zweiten und dritten Range vorhanden, worunter sich die Springer befinden, und 24 Figuranten. Es ist leicht einzusehen, daſs durch so viele Personen etwas Groſses vorgestellt werden kann, zumal da die Figuranten oft so

tanzen, dafs sie auf manchem deutschen Theater vorzüglich seyn würden:

Das komische Ballet zu dieser Oper hiefs: *il Molino magico*, und stellte Farcen im grotesken Geschmack vor.

Die zweite Oper, die ich in St. Carlo vorstellen sah, hiefs: *Ginevra ed Ariodante.* Sie war nur ein Einschiebsel, weil sie schon vom 13ten Aug. 1801. an, als dem Geburtstage der Königin, an der Reihe gewesen war, und wurde jetzt nur ohngefehr zehn Tage hindurch gegeben. Sie ist von Domenico Piccini, und hat in der Fabel einige Vorzüge. Hier ist sie.

Ein König von Schottland, dessen Name nicht genannt ist, und den man sich wohl in der ältesten Zeit gedacht hat, sandte einen italienischen Cavalier, Ariodante genannt, gegen seine Feinde. Dieser überwand den riesenförmigen Usnor, kehrte mit dessen ungeheuren Waffen triumphirend zurück, und ward von dem Könige mit den gröfsten Ehrenbezeugungen empfangen, womit die Oper anfängt. Ariodante hatte schon längst mit

der schönen Ginevra, der Tochter des Königs, ein Liebesverständnifs, und jezt wurde sie ihm zum Dank für seine Thaten feierlich zur Gattin versprochen. Aber nach derselben Verbindung trachtete der Herzog Polinesso, und da er öffentlich und mit Gewalt nichts auszurichten vermogte, suchte er seinen Zweck durch List zu erreichen. Er erweckte Verdacht in Ariodanten, und brachte die Dalinda, eine seiner Liebschaften, und zugleich die Freundin der Ginevra, dahin, dafs sie ihm in der Nacht in der Kleidung der Prinzessin eine Zusammenkunft an dem königlichen Pallast gab. Diese liefs er den Ariodante sehen, täuschte dadurch diesen feurigen Liebhaber, sammt dessen Bruder Lurcanio, und brachte den ersten zur Verzweiflung. Man glaubt, dafs er sich in einen Flufs gestürzt hat.

Lurcanio sucht seinen Bruder zu rächen, und klagt die Prinzessin dieser Verrätherei wegen an. Die Gesetze verdammen sie zum Scheiterhaufen, wenn nicht ein Ritter im Kampf mit dem Ankläger ihre Unschuld beweist. Es findet sich nie-

mand, und Ginevra wird zum Tode geführt. Endlich erscheint ein vermummter Ritter in schwarzer Kleidung, und will ihre Unschuld gegen den Lurcanio beweisen. Es ist der unerkannte Ariodante, und sein innrer Kampf ist groſs, weil er gegen seinen Bruder streiten soll. Aber ehe der Kampf beginnt, eilt Dalinda herbei, welche unterdessen vom Polinesso auf die Seite geschaft war, und enthüllt den abscheulichen Betrug. Polinesso wird entlarvt, und die beiden Liebenden werden vermählt; denn natürlich muſs die Geschichte sich mit einer Hochzeit endigen.

Re. A tanta Gioja
Troppo angusto è il mio core.
Ginevra. Sposo . . .
Ariod. Sposa . . .
Re. Si stringan gl' Imenei,
E in questo luogo istesso,
Che testimone fu d' alti tormenti,
Eccheggin liete voci or di contenti.

Im Ganzen sehn sich die Opern auf dem St. Carls-Theater so ähnlich, wie ein Ei dem andern. Sie enthalten eine angesponnene Liebe,

Schwierigkeiten, die sich dagegen aufthürmen, aber überwunden werden, und eine Heirath. Dies ist gleichsam das Universal-Recept dazu. Wollte man den Inhalt derselben durch einen allegorischen Zug vorstellen, so müſste Amor mit seinem Bogen darin voraufmarschiren, sodann das Miſsgeschick mit einigen drohenden Blicken folgen, hinter demselben eine Victoria oder ein *Deus ex machina* dahereilen, und Hymen mit seiner Fackel den Beschluſs machen. *Tout comme chez nous.*

Wird man denn nie einsehen, daſs es noch bessere Gegenstände giebt, als die abgedroschene Liebe, und besonders für heroische Opern?

Die Oper, die jetzt 1802, seit dem 12. Jan. als dem Geburtstage des Königs, das Carneval hindurch bis zur Fastenzeit, gegeben wird, heiſst: Sesostris. Was erwartet man von einem so groſsen Namen, von einem so berühmten Helden? Hier ist die Begebenheit, die sich mit ihm auf dem St. Carls-Theater zuträgt.

Sesostris erklärt feierlich, daſs er sich ver-

heirathen will, und seine Wahl fällt auf Azema, die Groſspriesterin der Isis. Aber zum Unglück hat diese vorher schon eine Wahl getroffen, und ist in den General des Sesostris, den Atamaro, verliebt. Sie macht also Einwendungen gegen eine Heirath mit dem König, und besonders die, daſs er kein Eingeweihter *(iniziato)* ist. Das fehlte meinem Ruhm noch, sagt Sesostris, und beschlieſst, sich einweihen zu lassen; wahrscheinlich in die Geheimnisse der Isis. Um die Probe zu bestehen, muſs er in eine Pyramide hineintreten, und hier sieht er auf der einen Seite das Elysium mit allen seinen Reizen, auf der andern den Orcus mit Flammen, mit Drachen, mit Furien. Alles lockt ihn auf die Seite des Elysiums; sogar den Schatten seiner Geliebten erblickt er dort. Nichts! Er eilt nach der Seite des Orcus, drängt sich durch die tanzenden Furien, und besteht so die Probe. Aber o weh! Indem er kömmt, den Lohn davon bei seiner geliebten Azema einzuerndten, findet er sie in den Armen seines Generals.

Man kann denken, welch ein Lerm entsteht.

Azem. O vista amara!

Sesostr. (zu Atamaro). Un rege a rispettar, perfido, impara!

Va superbo alle Catene;
Punirò quel folle ardire.

(zu Azema) Godi pur del mio martire,
Godi pur del mio dolor!

Azem. Ah Signor . . .

Sesostr. Va, non ti ascolto . . .

Azem. Se mancai , . .

Sesostr. Va, parti indegno!
Fremo, oh Dio! di rabbia, e sdegno.
Non ha freno il mio furor.

So spricht Sesostris, so seine Geliebte. Kurz, Atamaro wird in einen unterirdischen Kerker geworfen, und um ihn zu retten, erbietet sich Azema, den König zu heirathen. Aber o Wonne! Auch dies ist nicht einmal nöthig. Es findet sich am Ende, daſs Azema die Tochter des Sesostris ist, und nun kann sie mit voller Ruhe dem geliebten Atamaro als Gattin in die Arme sinken.

Azem. O avventurato istante!
Padre . . . bell' idol mio . . .

Ah, questa gioja, oh Dio!
Tutto m'inonda il cor.
Sesostr. Vivete in dolci affetti,
Imen la face accenda!

Da ist der ersehnte Hymen, und die Oper hat ein Ende. Aber ist hier nur eine Spur von Sesostris zu finden? Könnte das Stück nicht eben so gut Ramses, Amasis, Etearchus heiſsen, oder von irgend einem andern König den Namen tragen? Vielleicht am passendsten vom Coeur-König.

So steckt unter einer Heldenkleidung mit Panzer, Helm und Federbusch, ein Affe; so wohnt in einem Hause, das einen Löwen zum Schilde hat, ein Schneider.

Wenn der Verfasser nichts anders vom Sesostris zu sagen wuſste, als daſs er sich in die Oberpriesterin der Isis verliebt, so hätte er seine Finger davon lassen sollen, denn Finger gehören beinahe nur zu einem solchen Machwerk. Ein groſser Name erregt Erwartung, und man will von einem Welteroberer etwas mehr

wissen

wissen, als eine Liebesgeschichte, man will ihn von andern Seiten kennen, als von der, in welcher er mit allen übrigen Sterblichen Aehnlichkeit hat.

Zu dieser talentlosen Behandlung im Ganzen kommen noch einige einzelne auffallende Fehler. Ich besitze hier keine Bücher, und kann über nichts etwas nachschlagen; aber wenn mein Gedächtniſs mich nicht ganz täuscht, so gab es zu der Zeit des Sesostris noch gar keine Pyramiden, worin hier die Hauptscene ist, sondern blos Obelisken, und die Pyramiden wurden erst lange nachher erbaut. Ferner waren die Aegypter nach Herodot in weiſs gekleidet, und selbst in der Bibel findet man dies. Der Pharao, unter dem Joseph zum Groſssiegelbewahrer ernannt wurde, befiehlt, ihn in weiſse Seide zu kleiden, und so durch die Stadt zu führen. Im Sesostris hingegen sind die vornehmsten Personen schön blau und roth gekleidet. Aber mögte das hingehen, denn die Pracht

verlangt auch etwas; wenn nur die Hauptsachen mit Geist behandelt wären.

Was die Musik betrifft, so getraue ich mir nicht, ein entscheidendes Urtheil darüber zu fällen; aber mir scheint sie gut und passend zu seyn. Besonders kunstreich ist die Stelle, wo Sesostris am Scheidewege zwischen Elysium und dem Orcus steht, und die Worte singt:

— — — — Da questa spira
Un soave piacer, e a lei m'invita
Dolce armonia . . . Questa di Averno
E del pianto la sede . . . Ah, mi spavento
Tristo suono di morte!

Die Nachahmung dieser beiden entgegengesetzten Erscheinungen durch Töne ist dem Componisten trefflich gelungen.

Der erste Tenorist, der den Sesostris macht, heifst Domenico Mombelli. Er singt mit grofser Kunst und vielem Ausdruck; aber seiner Stimme fehlt viel zur Vollkommenheit. Sie reicht an Helle und Klarheit bei weitem nicht

an die Stimme des Herrn Simoni in Wien; auch hat dieser letzte eine schönere Figur und bessern Anstand.

Die Azema wird von der Bolognesi gespielt, und den Atamaro macht Fasciotti. Die zweite Sängerin heifst Albertini.

Das heroische Ballet in dieser Oper hat viel Schönes und Prachtvolles, ist aber etwas zu verwickelt, um durch die Bewegungen der pantomimischen Personen verstanden zu werden. Das Süjet ist aus England genommen, und zwar aus der Zeit, als die Angelsachsen dort hausten.

Rovenna, ein brittisches Fräulein, die in einem Tempel der Diana erzogen wurde, war mit einem brittischen Edlen Namens Etelvolt verlobt; aber in einem Gewitter, worin sie aus dem zusammenstürzenden Tempel flüchtet, und von ihrem Geliebten hinweggeführt wird, werden beide von den Sachsen gefangen genommen. Ein Herzog derselben Namens Octa verliebt sich in die schöne Gefangene, läfst ihr die Ketten

abnehmen, und setzt auch den Etelvolt in Freiheit, oder vielmehr er jagt ihn von sich, um die Schöne ungestört zu besitzen. Sie ist in Verzweiflung, und er verkleidet sich in einen sächsischen Krieger, um in dieser Gestalt in seines Feindes Zelt einzudringen. Es gelingt ihm. Er findet den Octa schlafend, und ein Kampf beginnt in seiner Seele, ob er den wehrlosen Schlafenden umbringen, oder ihm das Leben schenken soll. Er entschliefst sich zu dem letzten, und weckt blos seinen Feind auf, um ihm zu zeigen, dafs er in seiner Gewalt war, und auch ihn dadurch zum Edelmuth zu reizen. Aber dieser ist wüthend über seine Kühnheit, läfst ihn von neuem gefangen nehmen, und verurtheilt ihn zum Tode. In dieser Zeit erhalten die Britten Hülfstruppen von ihren Nachbarn, machen einen Angriff auf ihre Feinde, schlagen sie, und nehmen den Octa gefangen. Etelvolt wird gerettet, und mit Rovenna vermählt.

Dies ist die Fabel des Ballets, die aber in der Darstellung weit ausgedehnt ist. Es fängt damit an, daſs die Britten am Tempel der Diana den Mond um Hülfe flehen, trauren, wenn er sich hinter Wolken verbirgt, und ihre Freude zu erkennen geben, wenn er wieder erscheint. Aber endlich verdunkelt er sich ganz, ein Blitz stürzt den Tempel nieder, und nun erscheint Rovenna fliehend mit ihren Gespielinnen.

Es hat etwas sehr reizendes, wenn aus einem schönen Körper durch Bewegungen alle Leidenschaften sprechen, wenn er Schmerz, Furcht, Angst, Freude, Verzweiflung, selbst Gedanken, mit einer bewundernswürdigen Gewandheit und Grazie ausdrückt, wenn man gleichsam ein geflügeltes Menschengeschlecht vor sich sieht, das sich von der natürlichen Schwere der Sterblichen losgemacht hat, und über die höchste Anstrengung mit Leichtigkeit gebietet. Unter allen theatralischen Künsten bewundert man diese am meisten, weil man am

weitesten entfernt ist, etwas ähnliches nachzuahmen.

Im vierten Act des Ballets ist die Hauptscene, nemlich die Schlacht zwischen den Sachsen und Britten, und hier erscheint etwas auf dem Theater, das man nicht darauf erwartet: eine Anzahl von 15 bis 20 Pferden, die zum Theil im Galopp herumsprengen. Unter Schlachtengetümmel, unter wilder Musik, und blendendem Lichterglanz kommen sie, und werden dennoch nicht scheu. Im Vordergrunde kämpfen die Fufsgänger mit grofser Gewandheit gegen einander, im Hintergrunde hauen die Reuter auf einander ein, und alles ist im höchsten Aufruhr. Warlich man mufs ein neapolitanisches Pferd seyn, um bei allem diesem Getöse nicht über Orchester und Parterre wegzusetzen.

Göthe sagt irgendwo: die Wagenräder in Neapel hätten Menschenverstand; eigentlich sind es die Pferde. Sie ordnen sich gleich nach dem wilden Schlachtengetümmel von neuem, stehen wie Bildsäulen, und machen bei den Be-

schlufstänzen die Gruppen im Hintergrunde. Mich wundert, dafs sie nicht am Ende selbst mittanzen.

Das letzte komische Ballet heifst diesmal; *la fiera d'Aversa*, und der Jahrmarkt in dieser Stadt, oder vielmehr die Menschen auf demselben, werden darin lächerlich gemacht. Mir that dies in gewisser Rücksicht wohl, denn ich hatte auf der Reise sehr eigennützige, widrige, und ungefällige Menschen dort angetroffen. Unter den lächerlichen Italienern erscheint auch ein lächerlicher Franzose, und da diese Herren hier nicht beliebt sind, so kann man denken, wie er erscheint: Er hat kein Halstuch um, sondern vielmehr ein Bettuch, aus welchem der Kopf nur hervorguckt, und in das er sich wie eine Schnecke in ihr Haus zurückziehen kann. Seine Beinkleider reichen bis unter die Arme hinauf, und hier begegnen sie sich mit der Weste, denn diese reicht nur so weit hinunter. In der Hand hält er einen kurzen ungeheuer dicken Knotenstab — kurz, er macht eine lächerliche

Carricatur. Und nun sein Wesen dabei! Man muſs ihn sehen, wie er mit allen Verkäuferinnen einen Liebeshandel anfangen will. Endlich macht er es so arg, daſs die Sbirren erscheinen, und ihn fortbringen.

Da es Carneval ist, so hat auch der Pulcinell seine Rolle in dem letzten Ballet. Aber dies ist ein Wesen, das einen eignen Abschnitt verdient, und ich werde seiner an einem andern Ort gedenken.

Wetterbeobachtungen in Neapel.

Im December 1801.

Da es dem Naturforscher, dem Oeconomen, und manchem andern Beobachter angenehm seyn könnte, die Temperatur der Luft in Neapel, und die Veränderung des Wetters daselbst kennen zu lernen, so werde ich die Grade der Wärme, nach einem guten englischen Thermometer, die Beschaffenheit des Himmels, und die Richtung der Winde, in einem Tagebuche, genau angeben.

Den 12. Decbr. 14 Grad nach Reaumur 64 Grad nach Fahrenheit.

Den 13. Decbr. Morgens um sieben Uhr 12 Grad nach R. 59 Grad nach F. Halb heitrer Himmel, stille Luft, Südwestwind. Mit-

tags um ein Uhr 18 Grad R., 75 Grad F. Sonnenschein, Südwestwind.

Es ist fast unglaublich, dafs in dieser Jahrszeit in einem Theil Europa's eine solche Temperatur der Luft, eine solche Sommerwärme seyn sollte; aber ich empfinde sie, und mufs es glauben. Meine Fenster stehen offen, und fast ist mir zu warm in meinem Zimmer.

Abends um 10 Uhr 12½ Grad R. 61 Grad Fahrenheit, halb heitrer Himmel.

Den 14. Decbr. Morgens um 6 Uhr 12¾ Grad R. 61 Grad F. Trübe und Staubregen. Mittags um 1 Uhr 13½ Grad R. 63 Grad F. Trübes Wetter und Südwestwind. Abends um 8 Uhr 13 Grad R. Starker Wind, trübe Luft, das Meer sehr empört.

Den 15. Decbr. Morgens um 5 Uhr 13 Grad R. 62 Grad F. Ganz trübes Wetter. Mittags um 12 Uhr 13 Grad R. 62 Grad F. regnigt, Westwind. Abends um 8 Uhr 9½ Grad R. 53 Grad F. Heitrer Himmel.

Den 16. Decbr. Morgens um 6 Uhr 6 Grad R. 45 Grad F. Heitrer Himmel. Um 8 Uhr ebenfalls 6 Grad R. Beinahe heitrer Nordwind. Mittags um 12 Uhr 13½ Grad R. 63 Grad F. Schöner heitrer Himmel und Sonnenschein. Nordwind. Nachmittag um 3 Uhr 14½ Grad R. 65 Grad F. Nordwind. Abends um 9 Uhr 8 Gr. R. 50 Grad F. Sehr klarer Himmel.

Den 17. Decbr. Morgens um 8 Uhr 12 Grad R. 60 Grad F. Sturmwind und Regengüsse mit Blitzen untermischt. Südwind. Mittags um 12 Uhr 11½ Grad R. 58 Grad F. Heftige Regengüsse mit Sturm. Südwind. Abends um 9 Uhr 8½ Grad R. 51 Grad F. halb heiter, Westwind.

Den 18. Decbr. Morgens um 7 Uhr 4 Grad R. 41 Grad Fahrenheit. Sturm und Regen. Westwind. Nachmittags um 4 Uhr 6 Grad R. 45 Grad F. Starker Westwind mit Regenschauern.

Heute ist bei weitem der kälteste Tag, den bis jetzt der Winter gehabt hat. Der Vesuv samt seinem Genossen, dem Somma, ist mit

Schnee oben bedeckt, so wie die Gebürge links von demselben und an der Küste von Sorrento. Da ich noch keinen Ofen habe bekommen können, so ist mir die Kälte etwas empfindlich.

Den 19. Decbr. Morgens um 7 Uhr 5 Grad R. 43 Grad F. Regnigt. Nordwestwind. Nachmittags um 3 Uhr 9 Grad R. 52 Grad F. Wolkigt, Westwind. Abends um 8 Uhr 4½ Grad R. 42 Grad F. Heitre und stille Luft.

Den 20. Decbr. Morgens um 6 Uhr beinahe 4 Grad R. 41 Grad F. Trübe. Um 10 Uhr 6 Grad R. 46 Grad F. Halbheiter. Nordwind.

Der Vesuv ist noch mehr mit Schnee bedeckt, so wie die Gipfel fast aller Berge an der sorrentinischen Küste. Den Neapolitanern sind also die Winterlandschaften nicht fremd, und sie gewähren hier ein sehr reizendes Schauspiel. Der Vesuv war nie schöner, wie jetzt.

Mittags um 1 Uhr 9 Grad R. 52 Grad F. Sonnenschimmer. Nordwind. Abends um 7 Uhr 6 Grad R.

Den 21. Decbr. Morgens um 6 Uhr 4 Grad R. 41 Grad F. Beinahe heiter. Nordwind. Um 8 Uhr eben so. Mittags um 11 Uhr beinahe 10 Grad R. 54 Grad F. Heitres Wetter, Nordwind. Abends um 7 Uhr 6 Grad R. 45 Grad F. Trübe Luft.

Den 22. Decbr. Morgens um 7 Uhr 5 Grad R. 43 Grad F. Halbtrübe, Nordwind. Mittags um 1 Uhr 12½ Grad R. 60 Grad F. Heiter, Nordwind. Heute ist der erste angenehme und warme Tag wieder, nachdem es vier Tage unangenehm kalt gewesen ist. Indessen haben die Neapolitaner fortgefahren, bei offnen Thüren zu arbeiten, und die Lazzari sind fast ohne Ausnahme in dieser für Neapel empfindlichen Kälte barfuſs gegangen. Dies an Hitze gewöhnte Volk zeigt sich bei kaltem Wetter beinahe stärker als die Nordländer. Ein Tag wie heute beseelt von neuem, wenn die Kälte, der man ohne Ofen und Camin widerstehen muſs, fast unthätig gemacht hat. Die Sonne ist dann gleichsam wieder Helios der Titan. Auch nutze

ich sie recht begierig; denn ich setze mich auf meinen Balkon recht mitten in ihre Strahlen. Abends um 6 Uhr 6 Grad R. 46 Grad F. Sternklar.

Den 23. Decbr. Morgens um 5 Uhr $4\frac{1}{2}$ Grad R. 42 Grad F. Halbsternklar. Stille Luft, und stilles Meer. Um 8 Uhr 4 Grad R. 41 Grad F. Heiter, Nordwestwind. Mittags um 1 Uhr 12 Grad R. 59 Grad F. Sonnenschein, Wind Nord-Nordwest. Abends um 7 Uhr beinahe 7 Grad R. 47 Grad F. Sternklar.

Den 24. Decbr. Morgens um 6 Uhr $3\frac{1}{2}$ Grad R. 40 Grad F. Klarer Himmel, stille Luft. Um 8 Uhr beinahe 5 Grad R. 43 Grad F. Wolkigt, Nordwind. Mittags um 12 Uhr über 9 Grad R. 53 Grad F. Regnigt, Südwestwind. Abends um 9 Uhr 8 Grad R. 50 Grad F. Sternklar.

Den 25. Decbr. Morgens um 6 Uhr $7\frac{1}{2}$ Grad R. 49 Grad F. Trübe. Um 9 Uhr 10 Grad R. 54 Grad F. Heiter und stilles angenehmes Wetter, Nordwestwind. Mittags um 1 Uhr beinahe 16 Grad R. 67 Grad F. Sonnenschein, Nordwestwind. Abends um 9 Uhr $10\frac{1}{2}$ Grad R. 56 Grad F. Einige Sterne sichtbar.

Kaum habe ich in Deutschland einen so schönen und warmen Pfingsttag erlebt, als dieser erste Weihnachtstag war. Auch der Abend ist so mild wie ein Abend im Junius. Indem ich so eben durch die Strada Khiaja ging, hörte ich stark schnarchen, und sah einen Menschen, der vor einer Kirche auf den Steinen lag und schlief. Der Vesuv ist frei von Schnee, aber auf dem höhern Monte Gauro sieht man noch welchen.

Den 26. Decbr. Morgens um 7 Uhr beinahe 10 Grad R. 54 Grad F. Trübe, Südwestwind. Mittags um 1 Uhr 15 Grad R. 66 Grad F. Heitres, schönes Wetter. Südwestwind. Abends um 7 Uhr 11 Grad R. 57 Grad F. Trübe Luft.

Den 27. Decbr. Morgens um 7 Uhr 11½ Gr. R. 58 Grad F. Trübe Luft. Starker Südwestwind. Mittags um 1 Uhr beinahe 11 Grad R. 56 Grad F. Regnigt, Nordwestwind. Abends um 11 Uhr 7½ Grad R. 49 Grad F. Sternklar.

Den 28. Decbr. Morgens um 7 Uhr 7½ Grad R. 49 Grad F. Regnigt. Nachmittag um 2 Uhr

beinahe 10 Grad R. 55 Grad F. Abwechselnd Regen und Sonnenschein, Nordwestwind. Abends um 10 Uhr 7 Grad R. 48 Grad F. Sternklar.

Der 29. Decbr. Morgens um 8 Uhr etwas über 6 Grad R. 46 Grad F. Heitre Luft, Nordwestwind. Mittags um 1 Uhr 15 Grad R. 66 Gr. F. Sonnenschein, Nordwestwind.

Den 30. Decbr. Morgens um 5 Uhr $8\frac{1}{2}$ Grad R. 51 Grad F. Sternklar. Um 8 Uhr $9\frac{1}{2}$ Grad R. 53 Grad F. Beinahe trübe, Südwestwind. Nachmittags um 2 Uhr 12 Grad R. 59 Grad F. Regnigt, Westwind. Abends um 7 Uhr 11 Grad R. 57 Gr. F. Trübe und regnigt.

Den 31. Decbr. Morgens um 7 Uhr beinahe 11 Grad R. 56 Grad F. Halbheiter, Südsüdwestwind. Nachmittags um 2 Uhr 15 Grad R 66 Gr. F. Sonnenschein, Westwind. Abends um 5 Uhr beinahe 11 Grad R. 58 Grad F. Trübe, Westwind. Im Ganzen ein angenehmer Tag bis auf den Abend, wo es regnet, und nach der Gegend von Sicilien blitzt.

Das

Das Jahr 1802.

Den 1. Jan.: Morgens um 8 Uhr 9 Grad R. 52 Grad F. Trübe, Nordwestwind. Mittags um 1 Uhr beinahe 10 Grad R. 54 Grad F. Trübe und regnigt, Westwind. Abends um 8 Uhr 7½ Grad R. 49 Grad F. Trübe. Im Ganzen ein sehr regnigter Tag.

Den 2. Jan.: Morgens um 9 Uhr beinahe 7 Grad R. 47 Grad F. Regnigt, Nordwind. Mittags um 1 Uhr 8½ Grad R. 51 Grad F. Regnigt, Ostwind. Seitdem ich hier bin, ist heute das erstemal, daſs dieser Wind bläst. Der Vesuv, der gestern samt dem ganzen Vorgebirge in Wolken verhüllt war, ist heute mit Schnee bedeckt wieder zum Vorschein gekommen. Selbst in dem Krater, in den man etwas hineinsehen kann, weil

der Rand jenseits höher ist, liegt etwas Schnee. Auch die Berge vom Cap der Minerva sind bis zum Monte Gauro oben mit Schnee bedeckt; aber weiter hin bis zur Spitze des Caps bemerkt man keinen. Die Seeluft ist dort zu weich.

Abends um 9 Uhr 6½ Grad R. 46 Grad F. Trübe; überhaupt ein regnigter Tag.

Den 3. Jan.: Morgens um 7 Uhr 7½ Grad R. 49 Grad F. Wolkigt. Nordwind, aber die Wolken ziehen aus Süden. Mittags um 12 Uhr 11 Grad R. 57 Grad F. Trübe Luft, Nordwind. Abends um 5 Uhr 13 Grad R. 62 Grad F. Trübe, Südostwind, oder Sirocco. Ein so lauer Wind, wie dieser, ist in Deutschland gar nicht gekannt; aber er hat jetzt im Winter nichts unangenehmes, und zu meinem Trost sagt man mir, daſs er im Sommer in den heiſsen Monaten fast nie eintritt. Um 9 Uhr Abends 14 Grad R. 64 Grad F. Groſser Sturm, und ein laut brüllendes Meer; abwechselnd sternklar und wolkigt. Im Ganzen ein sehr nebligter Tag.

Den 4. Jan.: Morgens um 9 Uhr 9 Grad R.

52 Grad F. Unaufhörlicher Regen, Südostwind. Nachmittags um 2 Uhr 7 Grad R. 48 Grad F. Noch immer fort starker Regen, Südwind. Abends um 6 Uhr 7 Grad R. 48 Grad F. Halb sternklar. Bis um 3 Uhr Nachmittags unaufhörlicher Regen, und überhaupt ein unfreundlicher Tag. Abends Sturm.

Den 5. Jan.: Morgens um 8 Uhr 5 Grad R 44 Grad F. Halbheiter, Nordwind.

Bei diesem Grad der Kälte sehe ich Kinder in bloſsem Hemde, barfuſs, und ohne die mindeste weitere Bekleidung, bei meiner Thür vorübergehen.

Mittags um 12 Uhr 9½ Grad R. 53 Grad F. Wolkigt und zu Zeiten Regen, Südwind. Abends um 6 Uhr 8 Grad R. 50 Grad F. Wolkigt. Stille Luft. Im Ganzen den Tag über Aprilwetter.

Den 6. Jan. Morgens um 6 Uhr beinahe 8 Grad R. 49 Grad F. Trübe. Von 7 Uhr bis um 10 beständiger Regen mit immer abwechselndem Winde, der bald aus Norden, bald aus Süden, bald aus Westen kam. Um 10 Uhr blos wol-

kigt; aber gegen 12 Uhr ein starkes Gewitter von Pausilippo her, welches mit Regen bis 1 Uhr anhielt. Um 1 Uhr 9½ Grad R. 53 Grad F. Wolkigt, Südwestwind. Abends um 8 Uhr beinahe 9 Grad 52 Grad F. Sternklar.

Bei dem Gewitter zwischen 12 und 1 Uhr hat man einen Wasserwirbel im Meer gesehen von ohngefehr 30 Fuſs Höhe und eben so viel im Durchmesser, der aus der Gegend zwischen Capri und Pausilippo kam, mitten durch den Golf ging, und sich an der Villa in Neapel brach.

Den 7. Jan.: Morgens um 7 Uhr 8 Grad R. 50 Grad F. Beinahe heiter, Südwestwind. Mittags um 12 Uhr 13½ Grad R. 62 Grad F. Abwechselnd Sonnenschein und wolkigt. Südwind. Abends um 11 Uhr 10 Grad R. 54 Grad F. Wolkigt. Der Tag im Ganzen etwas windig, aber nicht unangenehm.

Den 8. Jan.: Morgens um 7 Uhr 8 Grad R. 50 Grad F. Trübe, Südostwind. Mittags um 12 Uhr beinahe 10 Grad R. 54 Grad F. Regnigt, Südostwind. Abends um 8 Uhr 8 Grad R. 50

Grad F. Ein stiller, halbheitrer Abend, aber der Tag überhaupt regnigt und windig.

Man fängt an, über die fortdauernde Nässe, die in dieser Jahrszeit nicht gewöhnlich ist, zu murren. Man verlangt sehr nach dem Nordwinde, der dem Regen ein Ende machen soll, da er nun schon monathelang hier gedauert hat. In Kalabrien hingegen soll eine groſse Dürre seyn.

Den 9. Jan.: Morgens um 8 Uhr 8 Grad R. 50 Grad F. Trübe, Südostwind. Mittags um 12 Uhr ein Gewitter mit Regen. Um 1 Uhr 8 Gr. R. 50 Grad F. Regen, Südwind. Abends um 9 Uhr 7 Grad R. 48 Grad F. Regen.

Den 10. Jan.: Morgens um 6 Uhr beinahe 7 Grad R. 47 Grad F. Trübe. Mittags um 1 Uhr 12 Gr. R. 49 Gr. F. Halbheiter, Nordwestwind. Abends um 8 Uhr 8 Gr. R. 50 Gr. F. Regnigt. Nur einige Stunden am Mittage schien die Sonne; aber gegen Abend ist wieder ein fortdauernder Regen eingetreten.

Den 11. Jan. Morgens um 8 Uhr 11½ Gr. R. 58 Grad F. Wolkigt, Südwind. Mittags um 12

Uhr 12 Gr. R. 59 Gr. F. Trübe, starker Südost-wind. Abends um 8 Uhr über 12 Gr. R. 60 Gr. F. Sternklar, Sturm. Ueberhaupt ein stürmischer und veränderlicher Tag.

Den 12. Jan.: Morgens um 6 Uhr 11 Gr. R. 57 Gr. F. Trübe. Mittags um 1 Uhr über 13 Gr. R. 62 Gr. F. Halbheiter, Südwind. Abends um 8 Uhr 12 Gr. R. 60 Gr. F. Trübe.

Den 13. Jan.: Morgens um 9 Uhr 10 Gr. R. 54 Gr. F. Trübe, Westwind. Nachmittags um 2 Uhr 10 Gr. R. 54 Gr. F. Regnigt, Südwest-wind.

Die Neapolitaner wollen bei diesem fortdauernden Regen fast in Verzweiflung fallen, und er ist wirklich unerträglich. Das Gleichgewicht in dem Luftkreis scheint durch irgend einen Umstand gehoben zu seyn, und zum Unglück leiden gewöhnlich zwei Gegenden durch ein solches Unwetter. Als im Sommer 1801 so viel Regen in Deutschland fiel, daſs das Getraide vor Nässe zu Grunde ging, fiel monathelang in Ungarn kein Tropfen, so daſs alles Getraide ver-

brannte. Jetzt findet hier etwas ähnliches statt. Unterdeſs es in Neapel unaufhörlich regnet, ist seit vielen Monaten in Apulien und Calabrien die gröſste Dürre gewesen. Es wäre kein unwichtiger Gegenstand für die Naturforscher, zu untersuchen, worin wohl der Grund zu der veränderten und seltsamen Witterung, die wir seit einigen Jahren gehabt haben, liegen möge.

Abends um 9 Uhr 9 Grad R, 52 Grad F. Regen.

Den 14. Jan. Morgens um 7 Uhr 11½ Grad R. 58 Gr. F. Trübe, starker Südwind. Mittags um 12 Uhr 12½ Grad R. über 60 Grad F. Trübe, starker Südwind. Abends um 8 Uhr 10 Grad R, 55 Grad F. Regnigt.

Den 15. Jan. Morgens um 7 Uhr 8 Grad R. 50 Grad F. Trübe, Nordwestwind. Abends um 9 Uhr beinahe 8 Grad R. 49 Grad F. Trübe. Ueberhaupt ein trüber aber stiller Tag. Man hofft mit dem Vollmond, der den 18. Jan. eintritt, eine Aenderung dieses ewigen trüben oder

regnigten Wetters, das uns so lange die schöne Sonne entzieht.

Den 16. Jan. Morgens um 7 Uhr beinahe 5 Grad R. 42 Grad F. Regen, Nordwind. Dieser Grad von Kälte ist bei Regenwetter ungewöhnlich; vielleicht deutet er endlich auf dauernden Nordwind hin. Mittags um 1 Uhr beinahe 7 Grad R. 47 Grad F. Trübe, Nordwind. Abends um 8 Uhr 4½ Grad. R. beinahe 42 Grad F. Regnigt. Mit Erstaunen habe ich gesehen, daſs die Russen, die hier sind, sich bei diesem Wetter in kaltem Wasser baden. Die Neapolitaner sehen dies Schauspiel bestürzt an, sprechen mit sich selber darüber, und gehen weiter.

Den 17. Jan. Morgens um 7 Uhr beinahe 4 Grad R. zwischen 40 und 41 Grad F. Heitrer Himmel, bis auf einige Wolken am Horizont gegen Mittag und Abend. Nordwind. Endlich scheint dieser Wind siegen zu wollen. Mittags um 1 Uhr 5½ Grad R. 44 Grad F. Trübe, Nordwind. Abends um 8 Uhr 3½ Grad R. 39 Grad F. Regnigt. Noch hat der Nordwind nicht herr-

schend werden können. Er weht, und bringt Kälte, aber die Wolken ziehn aus andern Gegenden. Alles hofft auf den Vollmond, der morgen früh um 7 Uhr eintritt.

Den 18. Jan. Morgens um 8 Uhr 4 Grad R. 41 Grad F. Halbheiter, Nordwind. Es ist noch zweideutig, was der Vollmond bringen wird. Mittags um 1 Uhr etwas über 6 Grad R. 46 Grad F. Nordwind. In diesem Augenblick fängt es wieder an zu regnen; die Hoffnung auf den Vollmond ist also getäuscht. Es scheint nun schon seit mehreren Wochen, als wenn ein guter und ein böser Genius mit einander um das Wetter kämpften, und als wenn der böse immer den Sieg davon trüge. Schon fängt man an, in den Kirchen um besseres Wetter zu bitten, und auf den Strafsen bittet man nicht, man flucht. Ich bin sehr neugierig, zu wissen, welch ein Winter in Deutschland herrscht. Wahrscheinlich ein guter; denn im vorigen Jahr, wo er dort so ungesund, so veränderlich und stürmisch war, hatte man hier eine höchst angenehme Zeit.

Vielleicht ist es dies Jahr umgekehrt. Abends um 8 Uhr 5 Grad R. 42 Grad F. Zweideutig. Der Krater des Vesuvs ist mit einem Kranz umgeben, aber nicht von Lorbeeren oder Oelzweigen, sondern von Schnee; dies macht indessen um die schwarze Vertiefung eine schönere Wirkung, als irgend eine Umgebung von grünen Bäumen thun könnte.

Den 19. Jan. Morgens um 8 Uhr 4½ Grad R. 42 Grad. F. Regnigt, Nord-Nordwestwind. Es ist äuſserst schmerzlich, wenn man einmal die winterliche schöne Sonne genossen hat, und muſs sie dann auf so lange Zeit entbehren. Alle Prophezeihungen werden zu Schanden; der Nordwind scheint seine Kraft verlohren zu haben: er bringt Kälte, ohne heitre Luft. Aber alle stimmen dahin überein, daſs dies Wetter eine ausserordentliche und höchst seltene Erscheinung ist. Man sagt mir, daſs einst Engländer hieher kamen, um den milden Winter zu genieſsen, und ebenfalls eine unaufhörliche Regenzeit trafen; sie

setzten sich also endlich wieder in ihren Wagen, und reisten in voller Furie ab.

Nachmittags um 2 Uhr 7 Grad R. 48 Grad F. Halbheiter, Nord-Nordwestwind. Abends um 8 Uhr $4\frac{1}{2}$ Grad R. 42 Grad F. Sternklar.

Den 20. Jan. Morgens um 6 Uhr beinahe 3 Grad R. 38 Grad F. Sternklar. Um 9 Uhr 8 Gr. R. 50 Grad F. Heitrer Himmel, Nord-Nordwestwind. Mittags um 1 Uhr $9\frac{1}{2}$ Grad R. 53 Gr. F. Wolkigt und zweideutig. West-West-Nordwind. Abends um 9 Uhr 8 Grad R. 50 Grad F. Regnigt. Der böse Genius hat wieder gesiegt, nachdem der gute einen kleinen Vortheil errungen zu haben schien. Der Nordwind ist vorübergegangen, ohne heitern Himmel zu bringen, und die Neapolitaner sind voll Verzweiflung über das schadenfrohe und hartnäckige Regenwetter.

Den 21. Jan.: Morgens um 6 Uhr $4\frac{1}{2}$ Grad R. 42 Grad F. Ganz heitrer Himmer. Mittags um 1 Uhr $13\frac{1}{2}$ Grad R. 62 Grad F. Heitres, sehr schönes Wetter, Nordwind. Wenn das Wetter so bleibt, so hat endlich doch der gute Genius,

oder vielmehr der Nordwind den Sieg davon getragen. Abends um 6 Uhr 7½ Grad R. 49 Grad F. Heiter.

Den 22. Jan. Morgens um 8 Uhr 10 Grad R. 54 Grad F. Zweideutig, hatte in der Nacht geregnet, Westwind. Nachmittags um 3 Uhr 9 Grad R. 52 Grad F. Wolkigt, Nordwind. Abends um 9 Uhr 5 Grad R. 43 Grad F. Sternklar.

Den 23. Jan. Morgens um 7 Uhr 3 Grad R. 38 Grad F. Heiter, Nordwestwind. Mittags um 11 Uhr beinahe 11 Grad R. 56 Grad F. Heitrer Sonnenschein, Nordwestwind. Abends um 9 Uhr beinahe 5 Grad R. 43 Grad F. Sternklar. Man behauptet, daſs heute Morgen etwas Eis auf den freien Plätzen gewesen ist, und der Stand des Thermometers hätte dies wohl erlaubt.

Den 24. Jan. Morgens um 7 Uhr 2 Grad R. 36 Grad F. Heiter, und scharfer Nordwind, der alle Straſsen in wenigen Stunden trocken macht, und der den Neapolitanern fast unerträglich ist.

Um 10 Uhr 6 Grad R. 45 Grad F. Heiter, starker Nordwind. Abends um 8 Uhr etwas über 2 Grad R. beinahe 37 Grad F. Sternklar. Heute Mittag um 11 Uhr sah ich in einer Strafse, wohin die Sonne nicht scheinen konnte, Eis, so dick, wie ein dünner Pappendeckel. Um 12 Uhr fielen einige Schneeflocken. Die Neapolitaner, von denen viele sich gar nicht so anziehen, wie dieser Kälte gemäfs ist, gehen halb erfroren auf der Strafse, und sagen, sie wüfsten nicht mehr, ob sie in Siberien, oder in Neapel wären. Es ist dies wirklich ein äufserst rauher und unfreundllicher Winter für diese Gegend, und ich begreife nicht, wie die Citronen und Pommeranzen. Bäume, die noch so voll von Früchten sind, dafs die Zweige unter der Last brechen, diesen Grad von Kälte aushalten können.

Ich mufs hier bemerken, dafs mein Thermometer gegen die Mittagsseite hängt, ohne jedoch von der Sonne beschienen zu werden.

Den 25. Jan. Morgens um 7 Uhr 2 Grad R. 36 Grad F. Heitrer Himmel, Nord. Nordwest-

wind. Mittags um 1 Uhr über 12 Grad R. 60 Grad F. Nordwind, heitrer Sonnenschein. Aus diesem Zunehmen der Wärme kann man sehen, was die Sonne hier für eine Gewalt hat. Abends um 8 Uhr 5 Grad R. 43 Grad F. Sternklar. Heute Mittag war wieder noch Eis in den engen Strafsen, und ich sah noch etwas anders, das hier selten ist: einen Sperling. Er war in der Villa am Meer, und die Kälte hatte ihn wahrscheinlich in die Stadt getrieben.

Den 26. Jan. Morgens um 7 Uhr beinahe 3 Grad R. 38 Grad F. Heitrer Himmel, Nordwind. Um 8 Uhr 4 Grad R. 41 Grad F. Nachmittags um 4 Uhr 10½ Grad R. 55 Grad F. Heiter, Nordwind. Abends um 11 Uhr 5 Grad R. 43 Grad F. Sternklar. Es ist gewöhnlich stille Luft, und das heitre Wetter scheint fortdauern zu wollen.

Den 27. Jan. Morgens um 7 Uhr 5 Grad R. beinahe 39 Grad F. Heitrer Himmel, und stille Luft. Nordwind. Nachmittags um 3 Uhr 14 Grad R. 64 Grad F. Heitrer Himmel, Nord-

wind. Abends nm 8 Uhr 6½ Grad R. 46 Grad F. Sternklar. Es ist heute fast ein Sommertag gewesen.

Den 28. Jan. Morgens um 6 Uhr 3½ Grad R. 40 Grad F. Heitrer Himmel, Nordwind. Es reift jetzt alle Morgen, und der Erdboden ist etwas gefroren; so weit aber Citronen und Pomeranzenbäume, oder selbst nur die entlaubten Feigenbäume stehen, bemerke ich nichts von Reif und Frost. Es ist kaum zu glauben, daſs diese zarten Bäume einen solchen Grad von Kälte aushalten könnten, wie wir bis jetzt in der Nacht gehabt haben. Sie müssen durchaus mit ihrer gröſsern Stärke und Höhe auch mehr Kraft bekommen, der Kälte zu widerstehen. Man macht zwar gegen Morgen einen starken Rauch in den Gärten, der dem Frost entgegenwirkt, aber in Deutschland würden sie dennoch in einer Nacht zu Grunde gehen. Um 9 Uhr 11 Grad R. 56 Grad F. Dies Zunehmen der Wärme in 3 Stunden findet, so viel ich beobachten konnte, nie in Deutschland statt. Um

12 Uhr 15 Grad R. 66 Grad F. Um 2 Uhr 16½ Grad R. 69 Grad F. Heitrer Himmel, Nordwind. Um vier Uhr 12 Grad R. 59 Grad F. Etwas wolkigt, Nordwind. Abends um 11 Uhr 7 Grad R. 48 Grad F. Sternklar.

Den 29. Jan. Morgens um 7 Uhr 6 Grad R. 46 Grad F. Heitrer Himmel, Nordwind. Mittags um 11 Uhr 13 Grad R. 61 Grad F. Heiter, und starker Wind. Nachmittags um 3 Uhr 14 Grad R. 64 Grad F. Heiter, Nordwind. Abends um 8 Uhr 6 Grad R. 47 Grad F. Sternklar. Der Nordwind hat nun schon alles so trocken gemacht, daſs vom Vesuv und Somma, die doch beide lange mit Schnee bedeckt waren, die Asche bis nach Sorrento und Capri fliegt. Es ist nemlich heute ein heftiger Wind, und der Staub von beiden Bergen zieht, wie ein grauer Nebel, weit über Land und Meer dahin, mindestens 10 deutsche Meilen weit.

Den 30. Jan. Morgens um 7 Uhr 4 Grad R. 41 Grad F. Heitrer Himmel, Nordwind. Mittags um 11 Uhr 10½ Grad R. 55 Grad F. Heitrer

trer Himmel, etwas windig aus Norden. Abends um 9 Uhr 5 Grad R. 43 Grad F. Sternklar. Aus dem Winter, der hier statt findet, zu schlieſsen, muſs es in Deutschland sehr kalt seyn.

Den 31. Jan. Morgens um 7 Uhr $3\frac{1}{2}$ Grad R. 40 Grad F. Heitrer Himmel, Nordwind. Es scheint, als wenn dies Jahr ein vorzüglich starker und dauernder Winter wäre. Es friert beinahe jede Nacht Eis, mindestens ist der Erdboden stark gefroren; demohngeachtet säen und pflanzen sie in dem Garten gegen mir über, und die Gewächse wachsen auch ohne Schaden zu nehmen fort. Die Blätter des Salats, der Radiese bleiben unter Reif und Frost grün, welches eine wirklich wunderbare Erscheinung ist. Ich vermag sie bis jetzt nicht zu erklären. Nachmittags um 2 Uhr 14 Grad R. 63 Grad F. Heitrer Himmel, Nordwind. Im Ganzen ein stiller, angenehmer Tag.

Februar 1802.

Den 1. Morgens um 6 Uhr etwas über 3 Grad R. 39 Grad F. Sternklar. Mittags um 1 Uhr 14 Grad R. 63 Grad F. Heiter, Nordwind. Abends um 8 Uhr 6 Grad R. 45 Grad F. Sternklar.

Den 2. Morgens um 6 Uhr 3½ Grad R. 40 Grad F. Heitrer Himmel. Nachmittags um 1 Uhr 14 Grad R. 63 Grad F. Heitrer Himmel, Nordwestwind. Man wird bemerken, daſs es zwar in der Nacht Winter oder Herbst ist, aber am Tage ein wirklicher Sommer wird. Abends um 11 Uhr 5½ Grad R. 44 Grad F. Sternklar.

Den 3. Morgens um 8 Uhr 8 Grad R. 50 Grad F. Beinahe heiter, Nordwestwind. Mittags um 12 Uhr 15 Grad R. 65 Grad F. Nord-

westwind, wolkigt. Abends um 9 Uhr 8 Grad R. 50 Grad F. Trübe.

Den 4. Morgens um 9 Uhr über 8 Grad R. 51 Grad F. Etwas wolkigt, Nordwestwind. Mittags um 1 Uhr beinahe 11 Grad R. 56 Grad F. Wolkigt, aber stilles angenehmes Wetter. Nordwestwind. Abends um 10 Uhr etwas über 5 Grad R. 44 Grad F. Sternklar.

Den 5. Morgens um 8 Uhr über 7 Grad R. beinahe 49 Grad F. Trübe, Nordwestwind. Nachmittags um 2 Uhr 10½ Grad R. 56 Grad F. Trübe, Nordwestwind. Abends um 8 Uhr 8 Gr. R. 50 Grad F. Trübe. So wie es sich allmählich zum guten Wetter verändert hat, so scheint es jetzt sich wieder zum schlechten verändern zu wollen.

Den 6. Morgens um 7 Uhr beinahe 7 Grad R. 47 Grad F. Wolkigt, Westwest-Nordwind. Mittags um 11 Uhr 11 Grad R. 57 Grad F. Wolkigt, Westwest-Nord.

Den 7. Morgens um 8 Uhr 8 Grad R. 50 Grad F. Heiter, hatte aber die ganze Nacht

geregnet. Westwest - Nordwind. Mittags um 1 Uhr 15 Grad R. 66 Grad F. Heiter, Westwest-Nordwind. Abends um 10 Uhr 9 Grad R. 52 Grad F. Wolkigt. Es blitzt über Pausilippo.

Den 8. Morgens um 8 Uhr beinahe 8 Grad R. 50 Grad F. Wolkigt, Nordwind. Nachmittags um 3 Uhr beinahe 12 Grad R. 59 Grad F. Wolkigt und zu Zeiten regnigt. Südwind.

Den 9. Morgens um 7 Uhr 7 Grad R. 48 Grad F. Wolkigt, Südostwind. Mittags um 1 Uhr 13 Grad R. 61 Grad F. Sonnenschimmer, Südostwind. Abends um 9 Uhr beinahe 10 Grad R. 54 Grad F. Regnigt.

Den 10. Morgens um 9 Uhr über 10 Grad R. 55 Grad F. Heiter, Nordwind. Mittags um 1 Uhr beinahe 16 Grad R. 68 Grad F. Heiter, Nordwind. Abends um 7 Uhr 10 Grad R. 54 Grad F. Sternklar. Es ist heute ein so schöner stiller Frühlingstag gewesen, wie vielleicht in Deutschland seit zwei Jahren nicht.

Den 11. Morgens um 8 Uhr 8 Grad R. 50 Grad F. Wolkigt, Nordwind. Mittags um 1 Uhr 13 Grad R. 61 Grad F. Trübe, Nordwind. Abends um 7 Uhr 7 Grad R. 48 Grad F. Regnigt.

Den 12. Morgens um 8 Uhr 8 Grad R. 50 Grad F. Etwas regnigt, Nordwind. Nachmittags um 3 Uhr 9 Grad R. 52 Grad F. Windig und zweideutig. Westwind. Abends um 8 Uhr 6 Grad R. 46 Grad F. Sternklar.

Den 13. Morgens um 9 Uhr 6 Grad R. 46 Grad F. Regnigt und unfreundlich, Nordwind. Nachmittags um 2 Uhr 11 Grad R. 56 Grad F. Aprilwetter, Westwind. Abends um 9 Uhr über 6 Grad R. 47 Grad F. Windig und trübes Wetter.

Den 14. Morgens um 9 Uhr 7½ Grad R. 49 Grad F. Trübe und unfreundlich, Nordwind. Mittags um 1 Uhr 12 Grad R. 59 Grad F. Wolkigt, Nordwinde. Um 2 Uhr über 15 Grad R. 66 Grad F. Sonnenschein. Man sieht, daſs hier die Sonne auch im Winter sogleich

über den Sommer gebietet. Nachts um 12 Uhr 10 Grad R. 54 Grad F. Trübe.

Im Ganzen ist dies Jahr ein kalter, unfreundlicher, und nasser Winter, und obwohl nur an einem Mittage einige Schneeflocken umhergeflogen sind, so hat es doch die Nächte oft Eis gefroren.

Die Fortsetzung künftig.

Geschichte des Tages in Neapel 1801.

In einer Stadt, wie Neapel, müssen täglich Dinge vorfallen, die merkwürdig und des Aufzeichnens werth sind; das läſst sich leicht einsehen. Aber etwas sehr Schweres ist es, diese Dinge zu erfahren. Weit eher vernimmt man in einer kleinen Stadt, was in einer andern kleinen Stadt, wenn sie auch meilenweit entfernt ist, vorgeht, als was in einer groſsen oft wenige Straſsen von uns sich zuträgt. Die ungeheure Menge Menschen, die sich unter einander nicht kennen, und die groſsen Massen von Häusern sind gleichsam Dämme, die den Strom der Neuigkeiten aufhalten.

In Neapel können an einem Ende der Stadt Menschen gerädert, geköpft, und erschossen

werden, ohne dafs man es am andern weifs, auch vielleicht nur erfährt. Wer vorübergeht, wenn etwas merkwürdiges vorfällt, erkundigt sich, und vernimmt es; aber man geht nicht überall vorüber, und so wie man selber in einer grofsen Stadt unbemerkt bleibt, so bleibt auch für uns sehr vieles unbemerkt.

Demohngeachtet werde ich suchen, das merkwürdigste, was in Neapel vorgeht, zu erfahren, und es in einem Tagebuche aufzeichnen. Ich werde mich dabei bemühen, wenn auch nicht immer etwas merkwürdiges, doch wenigstens etwas zu erzählen, wodurch irgend ein Gebrauch, eine Sitte, ein Karakterzug der Italiener berührt wird.

In der Nacht vor dem 17. Decbr., in welcher ein Sturm aus Süden war, verunglückte hier ein Schiff im Hafen. Es war mit noch einem andern aus Boston gekommen, hatte Kaffe

und Zucker geladen, und scheiterte gerade am Ziel, nachdem es sich auf einem offenen Meer durch diese stürmische Jahrszeit durchgewunden hatte. Es war eine Brigantine, also zweimastig, und führte nur 16 Menschen, aber für 100000 neapolitanische Ducaten, also für 125000 Rthlr. Waare; diese versank in den salzigen Golf, aber die Menschen wurden gerettet. Es ist hart, im Hafen zu scheitern. So stirbt der Jüngling, wenn er eben von der academischen Laufbahn, reich mit Kenntnissen ausgerüstet, in das väterliche Haus zurückgekehrt ist, und nun dem Staat sich widmen will; so stirbt er, und mit ihm die Hoffnung der Eltern.

Den 21. Decbr. sah ich, indem ich durch die Strada Khiaja ging, einen Engel vor mir her schweben. Als ich näher kam, bemerkte ich, daſs ein kniender Jüngling dem Engel einen Fisch überreichte. Die Gruppe wurde hochgetragen, und vorher gingen in Procession viele anständige Frauenzimmer, nonnenmäſsig in schwarz und weiſs gekleidet, und mit einem

—

werden, o[illegible] Männer,
auch viel[illegible] mir, es wä-
wenn e[illegible] Raphael, die ihren
sich, [illegible] dem jungen Tobias herum-
über [illegible] für ihr Stift zu sammeln. Wer
ner [illegible] hielt den Hut in der Hand.

[illegible] 22. Decbr. sah ich bei dem St. Carls-
[illegible] etwas, das ich in Neapel nicht zu fin-
den geglaubt hätte: einen Bären, der mit einem
Affen herumgeführt wurde, und seine Künste
machen mußte. Tief aus den Wäldern des
Nordens, vielleicht vom Gestade des weißen
Meers, hatte man dies respectable Thier herge-
holt, um am Gestade des mittelländischen dem
neapolitanischen Pöbel zum Gespött zu dienen.
Nicht die südlichen Thiere allein, auch die
nördlichen müssen dem Italiener Geld verdie-
nen; denn er läßt gar zu gern andere für sich
arbeiten.

Heute den 23. Decbr. wohnte ich den Exe-
quien bei, die wegen der verstorbenen Kron-
prinzessin Maria Clementina in dem Oratorio

einer Gesellschaft, die aus lauter vornehmen Edelleuten besteht, gehalten wurden. Diese Exequien sind nun schon in vielen Kirchen, wenigstens zehnmal begangen worden, und es dauert immer damit noch fort. Die verbrüderte Gesellschaft, die sie heute feierte, nennt sich *Arciconfraternitas;* aber ihren Zweck kenne ich noch nicht. Sie ist weiſs und himmelblau gekleidet, mit einem gestickten Schilde auf dem linken Arm, und besteht aus lauter vornehmen Edelleuten.

Ihre Versammlung war heute in einer Kapelle auf dem Monte calvario, die man mit vielen Gewändern verhangen, und inwendig stark erleuchtet hatte. Um das Trauermonument, das in der Mitte errichtet war, brannten allein mehr als sechzig Wachskerzen, und in der ganzen Capelle weit über hundert. Oben auf dem Monument sah man das Bild der entschlafenen Princessin, von Engeln getragen. Unten am Piedestal desselben waren lateinische Inschriften an jeder Seite. Hier ist eine davon.

Schleier verhüllt. Neben ihnen gingen Männer, die Geld einsammelten. Man sagte mir, es wären die Nonnen von St. Raphael, die ihren Schutzengel mit dem jungen Tobias herumführten, um für ihr Stift zu sammeln. Wer vorbei ging, hielt den Hut in der Hand.

Den 22. Decbr. sah ich bei dem St. Carlstheater etwas, das ich in Neapel nicht zu finden geglaubt hätte: einen Bären, der mit einem Affen herumgeführt wurde, und seine Künste machen muſste. Tief aus den Wäldern des Nordens, vielleicht vom Gestade des weiſsen Meers, hatte man dies respectable Thier hergeholt, um am Gestade des mittelländischen dem neapolitanischen Pöbel zum Gespött zu dienen. Nicht die südlichen Thiere allein, auch die nördlichen müssen dem Italiener Geld verdienen; denn er läſst gar zu gern andere für sich arbeiten.

Heute den 23. Decbr. wohnte ich den Exequien bei, die wegen der verstorbenen Kronprinzessin Maria Clementina in dem Oratorio

einer Gesellschaft, die aus lauter vornehmen Edelleuten besteht, gehalten wurden. Diese Exequien sind nun schon in vielen Kirchen, wenigstens zehnmal begangen worden, und es dauert immer damit noch fort. Die verbrüderte Gesellschaft, die sie heute feierte, nennt sich *Arciconfraternitas*; aber ihren Zweck kenne ich noch nicht. Sie ist weifs und himmelblau gekleidet, mit einem gestickten Schilde auf dem linken Arm, und besteht aus lauter vornehmen Edelleuten.

Ihre Versammlung war heute in einer Kapelle auf dem Monte calvario, die man mit vielen Gewändern verhangen, und inwendig stark erleuchtet hatte. Um das Trauermonument, das in der Mitte errichtet war, brannten allein mehr als sechzig Wachskerzen, und in der ganzen Capelle weit über hundert. Oben auf dem Monument sah man das Bild der entschlafenen Princessin, von Engeln getragen. Unten am Piedestal desselben waren lateinische I[illegible]
ten an jeder Seite. Hier ist eine davon.

In coelum rapta
Populi sui
Calamitates, angustias
Audit, deumque precatur.
Ad eam accedito,
Ipsa ad nos pia, felix, clemens.

Es scheint nach dieser Inschrift, als könnte man sie auch zur Fürsprecherin erwählen.

An einem Altar wurden viel Ceremonien von den Cavalieren gemacht, und von einem Chor erscholl eine rührende Trauermusik, mit den Stimmen einiger Castraten begleitet. Die Feierlichkeit dauerte über zwei Stunden.

Ich war ganz von ohngefähr zu derselben gekommen, und noch in Morgenkleidung. Einige Priester in der Vorhalle der Kapelle machten deshalb Schwierigkeit, mich einzulassen, aber das Wort *Prussico* öffnete mir sogleich die Thür.

Den 28. Decbr. Man hatte geglaubt, daſs auf dem Schiff, welches in der Nacht vom 17. Decbr. scheiterte, keiner umgekommen sei; aber

heute ward der todte Körper eines Vermifsten an der Kai ohnweit Pausilippo vom Meer ans Land geworfen. Es war ein junger Engländer von 22 Jahren, und man fand noch eine goldene Uhr so wie einen Beutel mit Geld in seiner Tasche.

Geschichte des Tages in Neapel 1802.

J a n u a r.

Den 2. Jan. ward hier ein Franzose von einem Russen erstochen; aber ich habe noch nicht erfahren können, wodurch sie Händel bekommen hatten.

Den 3. fand ich des Abends einen Menschen auf der Strafse, den ein Policeiaufseher angehalten hatte, weil er bewaffnet gewesen war. Er zeigte zwar einen Erlaubnifsschein vor,

vermöge dessen er hinter Pausilippo auf die Jagd gehen konnte, aber weil es schon sehr dunkel und spät war, so liefs sich der Policeiaufseher nicht damit begnügen, und der Bewaffnete wurde ins Gefängnifs geführt.

Den 6. Es ist hier ein Schiff mit französischen Soldaten eingelaufen, die von Taranto kommen, und nach Marseille zurückgeführt werden. Die vielen Stürme, die hier jetzt herrschen, haben ihr Schiff beschädigt, und sie bessern es im Hafen aus. Man sieht die Soldaten häufig auf der Strafse gehen; demohngeachtet stehen die Neapolitaner haufenweise bei ihrem Quartier, welches neben dem Königlichen Palais in der Marine ist, still, und betrachten die angekommenen Fremdlinge. Diese Gäste sind ihnen noch von vorigen Zeiten her sehr merkwürdig; sie erinnern sich an die furchtbaren Zeiten der Republik.

Die Franzosen sind ganz blau gekleidet, bis auf die Füfse, an denen sie weifse und ziemlich schmutzige und abgerissene Stiefeletten tra-

ger. Auf dem Kopf haben sie eine grofse schwarze Bärenmütze, vorn mit einem Schilde von gelben Messing; auf dem blauen Rock ist ein rother Kragen, und sie sehen übrigens oben wie Soldaten aus, unten wie Bettler.

Den 12. Heute ist der Geburtstag des Königs. Auf allen Castellen wehen die Fahnen, und gegen Abend wird von denselben das grofse Geschütz abgebrannt. Auch ohne diesen Donner würde man es wissen, dafs heute ein merkwürdiger Tag ist. Die Bedienten und Portiers sind in gröfster Galla, und so mit goldnen Tressen bedeckt, dafs sie unter der Last fast erliegen. Zur Feier des Tages wird immer in St. Carlo eine neue Oper bei hocherleuchtetem Hause gegeben, wobei die vornehmen Neapolitaner sich in ihrer ganzen Herrlichkeit zeigen, und besonders die Damen mit Diamanten gleichsam gestirnt sind. Die neue Oper heifst Sesostris, und wird von zweien Balletten begleitet.

Den 16ten. Eine sonderbare Sage verbreitet sich hier von einer scharfen Execution, welche die Russen gehalten haben. Ein neapolitanischer Becker, der Brod für ihr Regiment bäckt, hatte das Mehl verfälscht, und allerhand Unrath darunter gemischt, so daſs mehrere Soldaten krank davon geworden waren. Um ihn für diesen boshaften Eigennutz zu bestrafen, lieſsen sie ihn durch ein Paar Mann Wache aus seinem Hause abholen, und des Morgens zwei Stunden vor Tage bis auf den Tod Spieſsruthen laufen.

So erzählt man; aber es ist schwer, die Wahrheit zu erforschen, und ich glaube nicht ganz an die Sage. Etwas ist indessen höchst wahrscheinlich daran, denn die Russen erlauben sich manches in diesem Lande, das man nicht erwartet. Es ist wahr, sie haben ehemals viel dazu beigetragen, die Ordnung und Ruhe wieder herzustellen; aber jetzt scheinen die strengen Maaſsregeln nicht mehr nöthig zu seyn.

Sollte die Sache gegründet seyn, so muſste es den Souverain des Landes schmerzen, einen

von seinen Unterthanen nach fremden Gesetzen gerichtet zu sehen.

Den 19. Ich sah heute einen gedruckten königlichen Befehl an der Ecke des alten Pallastes befestigt, neben welchem ein russischer Soldat Schildwacht stand, und jeden, der hinzutrat, ihn zu lesen, nöthigte, den Hut während der Zeit abzunehmen. Da dies hier sonst nicht der Gebrauch ist, so war es den Neapolitanern sehr auffallend, und zu gleicher Zeit auch unangenehm. Denn es regnete, und die Feuchtigkeit ist in Neapel so ungesund, daſs man selbst den Pferden im Regen den Kopf und Hals mit einer ledernen Decke verhüllt. Die Russen scheinen ihre Sitten aus dem tiefen Norden hieher verpflanzen zu wollen, und dies mag die Ursache seyn, warum sie hier gehaſst werden. Moscowit ist eine Art von Schimpfname, den man jemandem beilegt.

Den 24. Gestern, heute und morgen wird hier das Venerabile in der Kirche des heiligen Januarius ausgesetzt, und alle Theater sind auf

diese drei Tage verschlossen, weil das unangenehme und schädliche Regenwetter diesen Winter mit ganz ungewöhnlicher Hartnäckigkeit angehalten hat. Das heitre Wetter ist wirklich in dieser Zeit eingetreten, aber ich bin sehr geneigt, zu glauben, daſs es auch eingetreten seyn würde, wenn man das Venerabile nicht ausgesetzt, und die Theater nicht verschlossen hätte. Der Monat Januarius pflegt überall sein Recht durch Nordwind und Kälte zu behaupten, auch wenn der heilige Januarius sich nicht darein mischt.

Den 30. Sonnabends. Ich kam heute von ohngefehr nach St. Giuseppe am Largo di Castello, und fand daselbst eine ungewöhnliche Menge Menschen versammelt, die geschäftlos, aber mit Erwartung dazustehen schienen. Auf meine Erkundigung hörte ich, daſs heute die Zahlen des Lotto gezogen, und hieher in eine Druckerei gebracht würden, daſs man also hier die Nachrichten aus der ersten Hand haben könnte. Alle Straſsen, durch welche der Ueberbringer kommen muſste, waren mit erwartenden Menschen

angefüllt, welche die Gabe hatten, aus fünf Zahlen unglaublich viel Heil oder Unheil herauszulesen.

So fliegt ein Eilbote durch eine Provinz, die auf Krieg oder Frieden wartet, und wird überall von einem lautforschenden Volk umgeben.

Das Lotto ist auch hier eine Krankheit, an der das gemeine Volk daniederliegt, und noch mehr, als an andern Orten. Man hat ganze Bücher über die Wahl der Nummern geschrieben, und besonders hat sich ein venetianischer Cabbalist, Namens Casamia, in dieser Art verdient gemacht. Auch finde ich ein Buch in Neapel von 1801. unter dem Titel: *Facilissimo modo di poter vincere — nel lotto di Napoli.* Zwischen den Worten *vincere* und *nel* ist mit ganz kleinen Buchstaben abgedruckt: *per chi sa indovinare cinque numeri, che dovranno estrarsi;* hier ist weislich mit der linken Hand genommen, was die Rechte gab. Aber der Pöbel sieht nicht, und kauft das Buch mit den wunderbaren Zauberfiguren.

Den 31. Heute sah ich die kleine Prinzes-

sin, die Tochter des Kronprinzen, wie sie nach der Villa fuhr. Vorauf ritten zwei Reuter mit bloſsen Degen, dann kam der Wagen der Prinzessin mit Cavalieren zu Pferde, und vielen Bedienten umgeben, hierauf folgten wieder eine Anzahl Reuter mit gezogenem Gewehr, und zuletzt kamen noch zwei Wagen mit Hofleuten angefüllt. So fährt die Prinzessin immer. Da dies Kind noch sehr jung ist, so muſs diese starke Begleitung in irgend einem spanischen Etiket ihren Grund haben.

Geschichte des Tages in Neapel 1802.

Februar.

Den 3. Heute wurde bei der Villa am Meer die Revüe über die Artillerie des Königs von Neapel gehalten. Sie ist schön, beinahe prächtig gekleidet, und man sagt mir, daſs sie noch den Vorzug vor der französischen Artillerie haben soll. Die Stückknechte, oder der Train, ritten theils auf Mauleseln, theils auf Pferden, und jeder hatte noch eins von diesen Thieren an der Hand. An ihrem Anzuge, der aus himmelblau mit schwarzen Aufschlägen besteht, ist viel Gold, und auf dem Hut haben sie eine rothe Feder. Die eigentlichen Artilleristen sind noch schöner gekleidet. Zum Abzeichen haben sie an ihrem Helm vorn 6 Kugeln pyramidenförmig von Messing, und auf jedem Knopf dasselbe. Ich werde

bei einer andern Gelegenheit weitläuftiger von dem hiesigen Militär reden.

Den 10. Ein Schüler des Chevalier Pinetti, der in Deutschland bekannt ist, hat sich hier mit seinen Kunststücken angekündigt.

Die Fortsetzung künftig.

Nachtrag.

Da vielleicht mancher von meinen Landsleuten Anfragen in Neapel haben könnte, oder Erkundigungen irgend einer Art einzuziehen wünschte, so bin ich bereit, ihm die möglichste Auskunft zu geben, und es wird mir ein Vergnügen seyn, den Bewohnern meines Vaterlandes zu dienen. Ich bitte, die diesfallsigen Briefe mit Mundlack zu versiegeln, und in einem Umschlage an Herrn Heinrich Gräff in Leipzig frankirt einzusenden.

Ende des ersten Hefts.

Morgen- Mittags- und

I

Decemb. Tage.	Temperatur. M.	Mitt.	Ab.	M.
12.	32.3.	38,6.	35,4.	Wn
13.	31,	38.	34,7.	—
14.	31,4.	37.	34,4.	—
15.	32.	35.	33.	—
16.	32,3.	36.	33.	—
17.	24.	29,7.	27,3.	—
18.	23.	29,7.	27,3.	Nwl
19.	25.	29.	26,3.	—
20.	16.	29,6.	26,5.	—
21.	20,4.	29.	25,4.	—
22.	23,6.	32.	31.	—
23.	25.	27.	26.	NnV
24.	32,3.	36.	36.	WS
25.	38,	43.	38	—
26.	34.	46,6.	40.	—
27.	38.	45,5.	38,5.	—
28.	35,7.	41.	37,3.	—
29.	34,2.	41.	37,2.	—
30.	33.	33,3.	32	WnW
31.	32.	32,4.	27,6.	Nwl

A n

Halten wir die Witteru
zig sorgfältig gegen einander,
lokalen Umstände, und die phys
abgerechnet) ziemlich gleichförm
uns der kälteste Tag. vom Morg
pel, dieser kleine Unterschied in
ge und dem verschiedenen Win
an beiden Orten zur wärmern,
peratur; in Neapel war sie in
lingsmäſsig. Wie auffallend übe
Resultate der beiden Beobacht
nicht möglich aus selbigen zu z

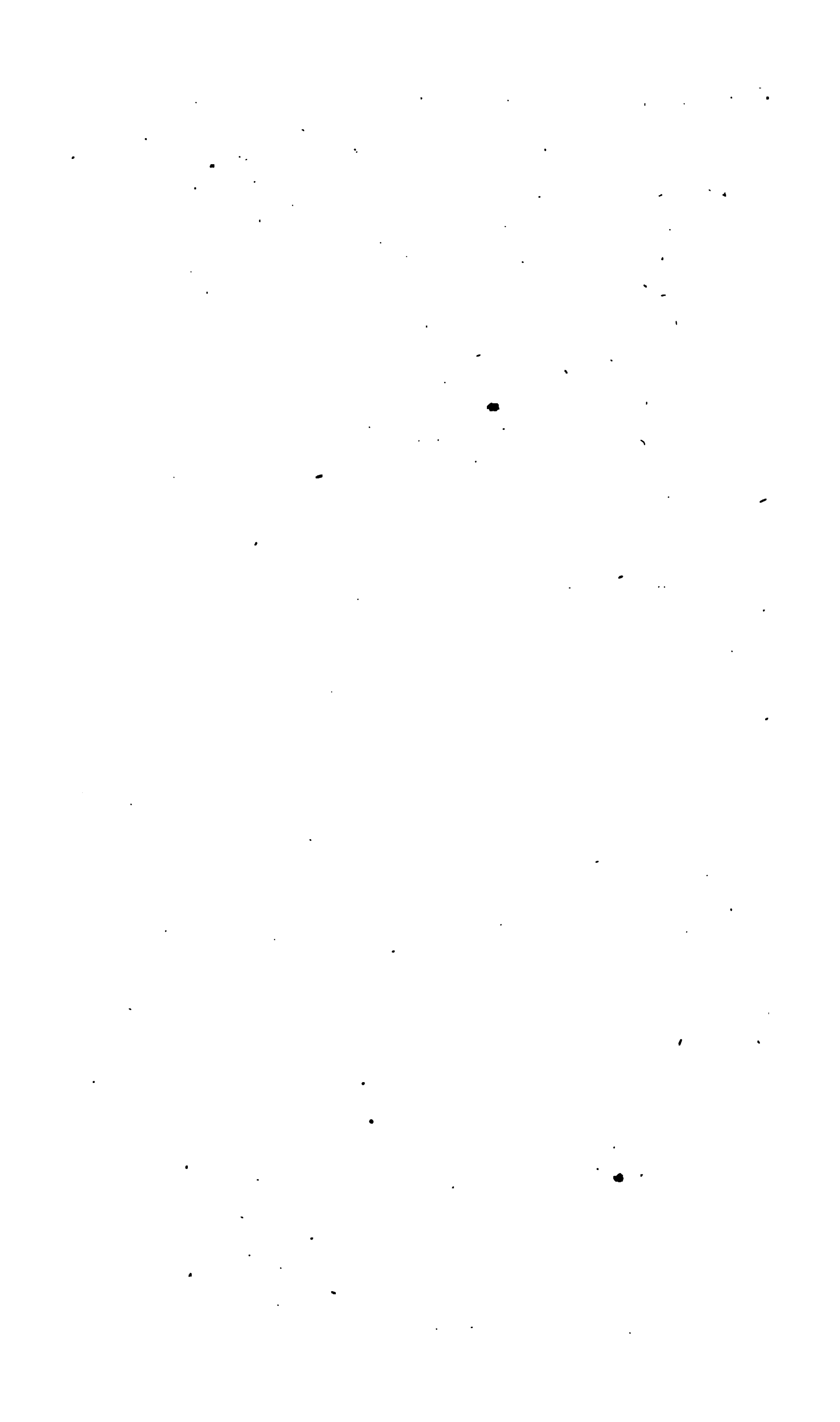
ung 1802.

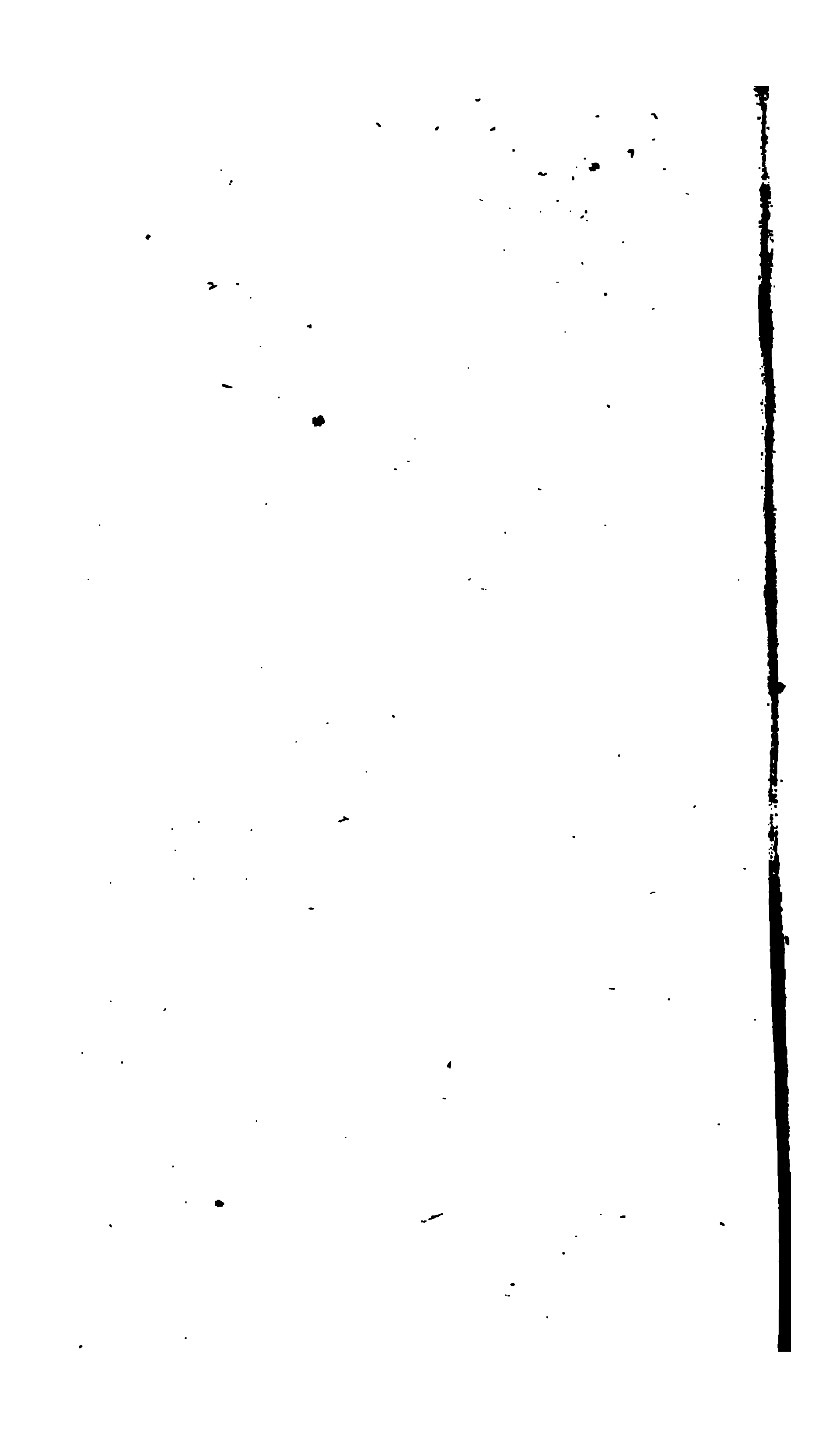
dgang.		Witterung.		
M.	Ab.	M.	M.	Ab.
WSw.	WSw.	Klar.	Klar.	Trübe.
—	—	Trübe.	Trübe.	Nebel.
W.	SW.	Klar.	Klar.	Klar.
WSw.	WSw.	—	—	—
—	—	—	—	Schnee.
—	—	—	—	Klar.
OSO.	OSO.	Trübe.	Trübe.	Nebl.
NwN.	NwN.	Nebel.	Nebel.	Klar.
WSw.	WSw.	Nebel.	Trübe.	Klar.
—	—	Klar.	Klar.	—
NnW.	NnW.	Nebl.	Nebl.	Schnee
—	—	Schnee.	Schnee.	—
NW.	NW.	—	—	—
NO.	NO.	Schnee.	Schnee.	Helle.

.ch die Mittags-Temperatur auch zum An-
ıngs zeigte, und so sehr die Winde in
wechselten, so fiel dennoch vom 11ten
dem 16ten unterbrochen ein häufiger
ch die kalte Temperatur vermehrte.

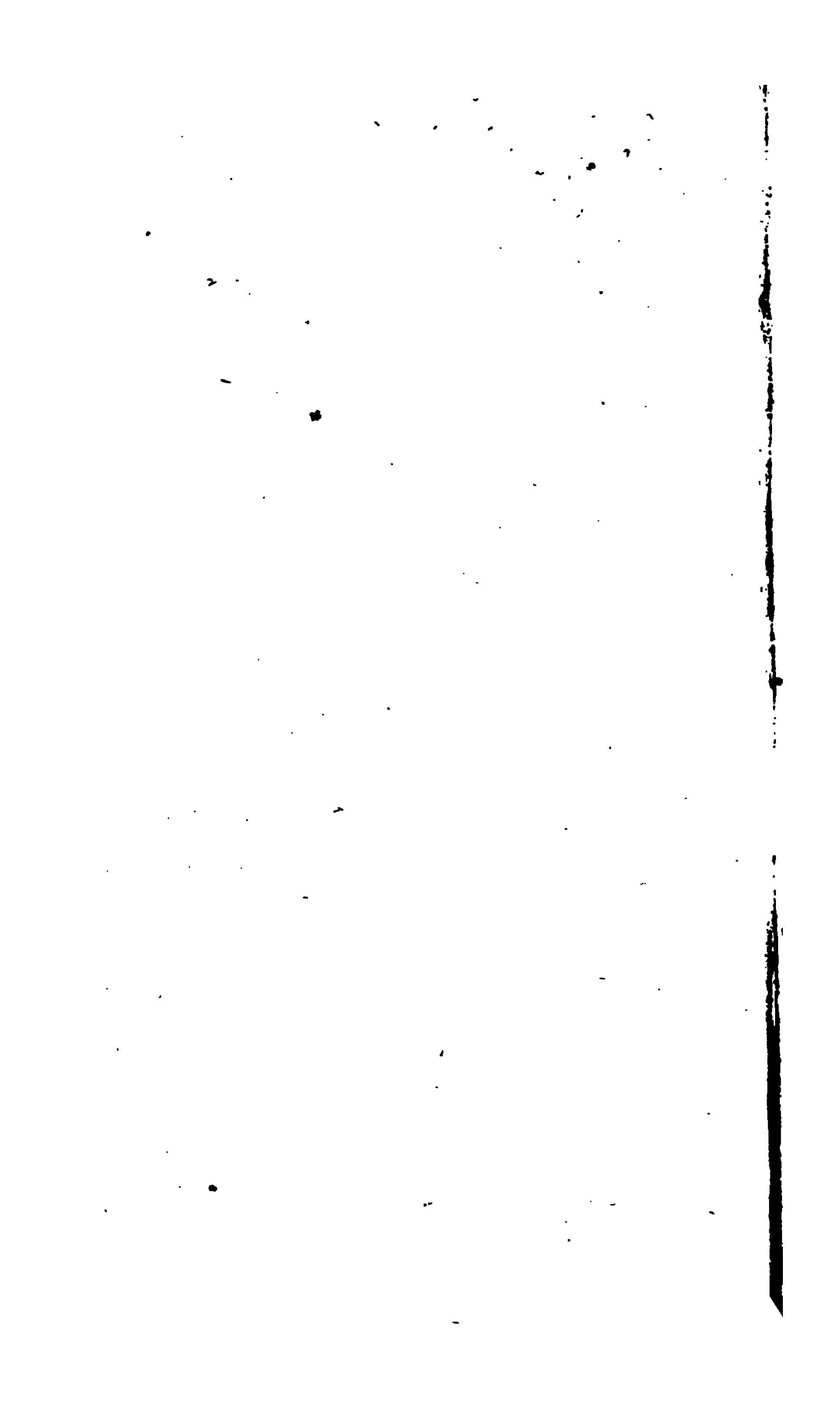
nftig, wobey die Urtheile über den heu-
Gegend folgen sollen.

Dr. G. B. Schmiedlein,
in Leipzig.






Stanford University Libraries
3 6105 013 745 471
DATE DUE
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305



DATE DUE
